

Klaus Holzkamp

## Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen all- täglicher Lebensführung.

*Problementwicklung: Psychologie ohne Welt*

*Vorbemerkung*

Mit dem Titel dieses Buches "Verständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung" ist keine neue Art von Psychologie zusätzlich zu den schon vorhandenen angekündigt. Vielmehr ist damit behauptet, daß *die* Psychologie, wie sie historisch auf uns gekommen ist, sich im Ganzen unter ein Motto wie dieses stellen muß, wenn ihre Funktion im Wissenschaftsverbund, auf ihre Weise Einsichten über unsere Erfahrungen und Handlungen zu erbringen, von ihr erfüllbar sein soll. Damit ist gleichzeitig vom Negativen her gesagt, daß die bestehende Psychologie diese Aufgabe nicht erfüllen kann, an den Menschen vorbeiforscht und zu unserem human- bzw. sozialwissenschaftlichen Wissen nichts Substantielles beizusteuern vermag.

Damit ist der Ausgangspunkt meines Textes markiert: Im ersten Teil über "Problementwicklung" soll das damit vorausgesetzte Unvermögen der Psychologie (mindestens in den Hauptentwicklungslinien, s.u.) schrittweise verdeutlicht werden, und zwar so, daß schließlich die Notwendigkeit, die Psychologie gerade als wissenschaftliche Verständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung zu entwickeln, schließlich als möglichst überzeugende Programmatik herauspringt und im weiteren ausgeführt werden kann.

Die Richtung, in die die vor uns liegende kritische Problementfaltung gehen soll, ist dabei durch die Überschrift dieses hinführenden Teils, "Psychologie ohne Welt", schon angedeutet. Ich will indessen die damit benannten zentralen Friktionen, Ungereimtheiten und Problemverfehlungen der Psychologie nicht schon hier vorweg erläutern. Vielmehr sollen sich diese aus der folgenden Argumentationsweise - die zunächst von etwas ganz anderem zu reden scheint - nach und nach von selbst ergeben.

*Die traditionelle Standardanordnung; wissenschaftssprachliche Beliebigkeit der überkommenen Psychologie*

Ich werde mit meiner im Thema des Buches formulierten Definition von Psychologie bei vielen vermutlich Zweifel und Skepsis hervorrufen: Schon wieder eine neue Definition von "Psychologie", zu den vielen dutzenden schon vorhandenen? Und dies, obwohl doch alle bisherigen Definitionen sich mehr oder weniger als nutzlos und überflüssig erwiesen haben? Sollte man nicht, ehe man über eine

weitere Definition nachdenkt, sich fragen, warum der Mangel an einer eindeutigen Definition der Psychologie bisher so wenig geschadet, ihren historischen Gang und ihre Durchsetzung als Wissenschaft und Praxis jedenfalls nicht nachhaltig beeinträchtigt zu haben scheint?

Nehmen wir diese Frage auf: Wie also stellt die Psychologie es an, ohne eine klare Definition ihres Gegenstandes trotzdem irgendwie ihre wissenschaftliche Identität zu entfalten, - so daß man nicht nur in der bekannten Diskussion, an welcher etwa Herrmann und Kirchhoff teilnahmen (vgl. Eberlein & Pieper, 1976), ernsthaft die Frage stellen konnte, ob die Psychologie einen Gegenstand überhaupt "brauche", und bis heute immer wieder einmal die "operational" gemeinte These zu hören ist, "Psychologie" sei eben das, was Psychologen tun? Um dies zu verstehen, muß man sich klar machen, daß die Einheit der Psychologie als Abhebung von anderen Disziplinen in ihrer Geschichte nicht in einer einheitlichen kategorialen Basis gegründet ist, von der aus bestimmte Theorien als eben dieser und keiner anderen Wissenschaft zugehörig identifizierbar sind. Vielmehr ist die Psychologie vom Beginn ihres einzelwissenschaftlichen Daseins an durch eine gleichartige *Standardversuchsordnung* charakterisiert, die, indem sie nur in der Psychologie, hier aber (in bestimmten Varianten) durchgängig zu finden ist, also die Psychologie als eben diese und keine andere Wissenschaft ausweist.

Die Standardanordnung (wie wir uns von nun an kurz ausdrücken wollen) ist durch einen Versuchsleiter/eine Versuchsleiterin (VI) gestiftet, der/die aber (falls keine besonderen Fragestellungen darauf bezogen sind) im Hintergrund bleibt, d.h. nicht in die Systembestimmungen der Anordnung eingeht. Dazu gehören vielmehr lediglich drei Instanzen: Einmal (mindestens) eine "Versuchsperson", die von dem/der VI in die Versuchsordnung "hineingesetzt" wird, zum zweiten eine "Reizkonstellation" o.ä., die der/die VI der Vp "darbietet", und zum dritten eine Antwort, Reaktion, eine "Response" o.ä. der Versuchsperson, die der/die VI als "Datum" registriert. Die Verbindung zwischen den drei Instanzen ist nun keineswegs ein von vornherein in der Sache gegründetes Verhältnis, sondern wird durch eine *Verabredung* des Versuchsleiters/der Versuchsleiterin mit der Versuchsperson bzw. (dies der gängige Terminus) eine "Instruktion" hergestellt. Der Vp wird also von dem/der VI gesagt, sie möge etwa die Gewichte innerhalb einer Serie, die hier als Exponat eingeführt wurden, nacheinander in die Hand nehmen und jedesmal sagen, ob das jeweils folgende Gewicht "schwerer" oder "leichter" sei als das vorige; oder sie möge einen "dargebotenen" Text sorgfältig lesen und - nachdem er entfernt worden ist - möglichst viel davon zu erinnern versuchen, etc. Die Verabredung/Instruktion wird bei der Datenregistrierung weggelassen: Es wird so getan, als ob die Daten direkt "an" der Vp beobachtbar sind.- Die Art des Zusammenhangs zwischen dem Exponat (in seinen angefragten Eigenarten) und den Antworten der Vp wurde bald als (entweder vor dem Versuch oder in Interpretation seiner Resultate aufgestellte) "experimentelle Hypothese" oder auch "Theorie" bezeichnet und als durch die von der Vp gegebenen Antworten "bestätigt" oder "nicht bestätigt" betrachtet. Später (nach der funktionalistisch-behavioristischen Wende, s.u.) wurde die Standardanordnung kryptomathema-

tisch formalisiert: Man nennt seither die von der/dem V1 dargebotene Reizkonstellation "unabhängige Variable" und die "Responses" der Vp "abhängige Variable"; in der experimentellen Hypothese o.ä. würden so gesehen "Vorhersagen" über die Art des Zusammenhangs zwischen "abhängiger" und "unabhängiger Variabler" gemacht. Im weiteren entwickelte man immer ausgefeiltere statistische "Prüfverfahren". Danach gilt eine hypothetische Zusammenhangsannahme dann als statistisch gesichert, wenn die Behauptung, sie sei lediglich eine zufällige Variation innerhalb der (konstruierten) Grundgesamtheit all solcher Zusammenhänge, nach bestimmten Kriterien zurückgewiesen werden konnte, etc. Das Urteils-subjekt aller damit zusammenhängenden Fragen ist der/die V1. - Die Standardanordnung, wie sie hier geschildert wurde, bezieht sich zunächst nur auf experimentelle Konstellationen. Im Prinzip ähnliche Anordnungen finden sich aber auch in nichtexperimentellen Untersuchungen, also Feldforschungen verschiedener Art: Sofern die jeweiligen Untersuchungen sich dezidiert *zur Psychologie* - den überkommenen psychologischen Lehr- und Wissenschaftsbetrieb - rechnen, unterliegen sie im Prinzip dem gleichen Systemaufbau: Die hier vorfindlichen Abweichungen haben keine prinzipielle Bedeutung; ich komme darauf zurück. - (Ich gebrauche im folgenden die Abkürzung V1 ohne Artikel, um mir (soweit möglich) die langwierigen Geschlechtsdifferenzierungen zu ersparen.)

Die Standardanordnung kann - verallgemeinert gesehen - als eine Art von sprachlichem Rahmen betrachtet werden, innerhalb dessen die psychologischen Theorien zu formulieren sind: Die Theorien müssen hier als Zusammenhang zwischen "Reizkonstellationen" und "Responses" bzw. "unabhängigen" und "abhängigen Variablen" ausdrückbar oder in einen solchen Ausdruck überführbar sein; weiter muß der in der Hypothese benannte, über die Vp vermittelte Zusammenhang zwischen den Reizkonstellationen und Responses bzw. unabhängigen und abhängigen Variablen empirisch-kontingent, also nicht lediglich logischer oder sprachlicher Art sein, weil nur so eine empirische Prüfung möglich ist; schließlich dürfen (jedenfalls nach Einführung der Prüfstatistik) die unabhängigen Variablen mit den abhängigen Variablen in keinem deterministischen, sondern müssen in einem stochastischen Verhältnis zueinander stehen, sie müssen also "streuen": Nur unter dieser Voraussetzung ist das wahrscheinlichkeitstheoretisch fundierte statistische Prüfmodell im Rahmen der psychologischen Standardanordnung anwendbar.

Der mit der Standardanordnung gesetzte sprachliche Rahmen kann unter zwei Aspekten in seinen Konsequenzen entwickelt werden: Einerseits ergibt sich daraus, daß die "Vorgaben" dieser Anordnung für die Art der Theorienbildung nur äußerst minimal sind: Hier bestehen hinsichtlich der Art des Theoretisierens beträchtliche Freiheits- (oder Beliebigkeits-)grade; alle Theorien, wie immer sie auch näher beschaffen sind, sind formal als psychologische Theorien brauchbar, sofern sie den Anwendungsvoraussetzungen der Standardanordnung genügen. Andererseits, und dies die Kehrseite, müssen die Theorien, sofern sie innerhalb dieser Anordnung, also in gewissem Sinne innerhalb des Selbstverständnisses der einzelwissenschaftlichen Psychologie, formulierbar sein sollen, die (wie immer

minimalen) begrifflichen Implikationen der Standardanordnung nun auch tatsächlich erfüllen: Ansonsten sind sie im Kontext des gängigen psychologischen Wissenschaftsbetriebes weder angemessen planbar noch "prüfbar" noch sonst irgendwie zu handhaben. Auf diesen zweiten Punkt komme ich aber erst später: Zunächst soll die eigentümliche Offenheit, Unbestimmtheit, ja (partielle) Beliebigkeit der allein durch die Standardanordnung begrenzten psychologischen Theorienbildung unter Bezug auf die Psychologie, wie sie uns heute in historischer Vielfalt vorliegt, genauer diskutiert werden.

*Statt spezifisch psychologischer Wissenschaftssprache Anleihen bei anderen (Natur)wissenschaften*

Ein zentrales Merkmal des psychologischen Theoretisierens im Banne der Standardanordnung ist also, wie schon angedeutet, der Umstand, daß sich aus dieser Anordnung *keine* spezifische, bestimmten Bildeprinzipien und Aufbauregeln zu unterwerfende *psychologische* Wissenschaftssprache *ableiten* läßt: Es gibt zwar Vorschriften darüber, wie man in der Psychologie methodisch vorzugehen habe, um zu überprüfbaren "Daten" zu gelangen, aus der Standardanordnung lassen sich aber (immer: über die benannten Minimalbestimmungen hinaus) keinerlei verbindliche Vorschriften darüber gewinnen, wie, in welchen Worten, man über die "Variablen" zu reden und wie man die etwa gewonnenen Resultate zu "versprachlichen" habe: Der (scheinbaren) Exaktheit des methodischen Vorgehens entspricht hier also eine weitgehende Unbestimmtheit des "Redens" über psychologische Annahmen und Befunde.

Dies kann man sich auf Anhieb deutlich machen, wenn man zur Kenntnis nimmt, daß die Psychologie in ihren historischen Hauptentwicklungslinien (von Nebenzweigen ist erst später die Rede) keineswegs über die immer weitergehende Ausarbeitung einer eigenen psychologischen Wissenschaftssprache voranschreitet, sondern sich ihre "Sprache" (samt den damit verbundenen theoretischen Vorstellungen) von Anfang an bei anderen Wissenschaften - Naturwissenschaften bzw. "exakten" Wissenschaften - zu "entleihen" pflegt. Schon im Vorfeld der Herausbildung der einzelwissenschaftlichen Psychologie stehen (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) Bemühungen, ihr durch "Vernaturwissenschaftlichung" einen besonderen Wissenschaftsstatus zu verleihen, so die Formulierung des "Weber-Fechnerschen Gesetzes", in dem in Analogie zur Physik "Maßeinheiten" - hier definiert als "ebenmerkliche Unterschiede" für Bewußtseinsveränderungen eingeführt und mit wirklichen physikalischen Werten in Beziehung gesetzt werden sollten ("äußere Psychophysik"). Eine umfassende Fixierung der Psychologie als "Naturwissenschaft" erfolgte jedoch erst mit ihrer quasi "offiziellen" Gründung als Einzelwissenschaft im Leipziger psychologischen "Laboratorium" (sic!) 1879 durch Wundt: Sein Modell des Bewußtseins-Aufbaus kann in gewisser Weise als eine Art von "psychischer Chemie" angesehen werden, in der psychische "Elemente" isoliert und dann ihre "Zusammensetzungen" und "Verbindungen" auf verschiedenen Ebenen charakterisiert wurden. Bei der Einbeziehung von experimentell zu realisierenden Meßdaten wurde von Wundt sodann insbesondere

die Physiologie ausdrücklich als Vorbild genommen: So trägt denn auch sein vielbändiges psychologisches Hauptwerk explizit den Titel "*Physiologische Psychologie*".

Während der weiteren Entwicklung der einzelwissenschaftlichen Psychologie auf dem Kontinent stand bezeichnenderweise kaum deren "naturwissenschaftlicher" Charakter als solcher zur Diskussion: Vielmehr stritt man sich darum, *welches* naturwissenschaftliche Modell sinnvoll auf die Psychologie anzuwenden sei. So versuchte etwa Wolfgang Köhler - der theoretische Kopf der "Berliner Gestalttheorie" - im Ergebnis heftiger Auseinandersetzungen mit Vertretern der "klassischen" (Wundtschen) "Elementenpsychologie" - zur physiologischen Fassung psychischer Gestaltprozesse eine Art von "*Gestaltphysik*" zu etablieren (1920), die sich von den physikalischen Vorstellungen der herkömmlichen Physiologie durch die Annahme unterschied, daß die Erregungen sich nicht entlang der Nervenfasern, sondern sozusagen quer dazu ausbreiten und im gesamten Zentralnervensystem neurologische "Felder" bilden sollten, die die physikalisch-physiologische Grundlage für eine "dynamische Selbststeuerung" der zugeordneten psychischen Prozesse darstellen. Später, bei seinen Forschungen über "figurale Nachwirkungen" (zusammen mit Wallach), änderte Köhler seine Gestaltphysik dahingehend ab, daß er nunmehr durch jeweils längere Reizungen zustande kommende Sättigungsprozesse (wiederum quer zu den Nervenfasern) postulierte, die als Ungleichgewichtszustände zu entsprechenden anschaulichen Verschiebungen im Wahrnehmungsfeld führen sollten (Köhler & Wallach 1944). - Köhler hat sich mit solchen Vorstellungen weder in der Physiologie durchsetzen können noch gelang es ihm, überzeugende experimentelle Daten dafür beizubringen. Dennoch ist er in der Psychologie als Theoretiker eine Zentralfigur geblieben, deren physikalisch-feldtheoretische Denkweise die weitere Entwicklung vielfältig beeinflusst hat.

Ehe ich die Skizzierung der Geschichte der Anleihen der Psychologie bei den Naturwissenschaften durch die Darstellung ihrer einschlägigen Entwicklung in den USA fortsetze, möchte ich auf einen zentralen Umstand hinweisen, der m.E. bereits in Ansehung der bisher angedeuteten kontinentalen Entwicklung deutlich zutage tritt und m.E. der Schlüssel zum Verständnis auch aller späteren Versuche zur "Vernaturwissenschaftlichung" der Psychologie bildet: Es muß mit aller Deutlichkeit hervorgehoben werden, daß die Psychologie durch ihre Anleihen bei der Chemie, Physik, Physiologie keineswegs zu einer wirklichen Naturwissenschaft *wird* - ja, daß sie eigentlich nicht einmal ernsthaft einen Anspruch in dieser Richtung erheben kann. Tatsächlich handelt es sich hier lediglich um eine Art von - durch die Instruktion bzw. Verabredung mit der Vp gestiftetes - "*Als-Ob*"-*Verhältnis*: Die Psychologie "tut" quasi jedesmal so, "als ob" sie Chemie, Physik, Physiologie wäre, um zum einem jeweils per Analogie die Lücke zu füllen, die die Unfähigkeit zu eigentlich psychologischer Theorienbildung hinterlassen hat, und um zum anderen hinsichtlich ihrer Position im System der Wissenschaften von ihrem "naturwissenschaftlichen" Status, selbst wenn er nur ein "Als-Ob"-Status ist, zu profitieren. So ist etwa die Anzahl der "ebenmerklichen Unterschie-

de", die (nach dem Weber-Fechnerschen Gesetz) z.B. in einer bestimmten Serie physikalisch verschieden schwerer Gewichte Platz haben soll, natürlich keineswegs auch eine physikalische Maßeinheit, sondern eigentlich nichts anderes als eine beliebige Setzung, die in keiner irgendwie begründbaren metrischen Beziehung zum "Zu-Messenden" steht. Ebenso wenig bezieht sich Wundts "Bewußtseinschemie" auf irgendwelche wirklichen Vorgänge der Mischung oder Verbindung von Elementen: Er *redet* - wenn er etwa von "Apperzeptionsverbindungen" spricht - lediglich quasi "in Zungen" chemienaher Modelle und verfügt so über ein sprachliches System, mit welchem er eine systematische Theorienbildung in der Psychologie *fingieren*, hier also einen übergreifenden Zusammenhang vortäuschen kann, der in nichts aus dem psychologischen Gegenstand begründet ist (entsprechend wurde Wundts Modell - so berühmt es zunächst war - innerhalb weniger Jahre vergessen). - Gegenüber Wolfgang Köhlers "Gestaltphysik" (ob in der einen oder anderen Version) hat man immerhin zunächst einzuräumen, daß er (selbst Physiker) ihren physikalischen Nachweis zum mindesten versuchte. Dennoch erweist auch dieses Modell - indem Köhler die materielle Struktur des Zentralnervensystems mehr oder weniger ignorierte und statt dessen ein davon unabhängiges homogenes "Feld" hypostasierte - letztlich seinen "Als-Ob"-Charakter, seine Eigenart als umfassende quasi philosophische Konstruktion, mit der die gesamte Psychologie unter Ausklammerung der wirklichen Naturwissenschaft auf eine "naturwissenschaftliche" Grundlage gestellt werden sollte - ein Unterfangen, das - trotz Köhlers experimentellen Erfindungsreichtums und theoretischer Potenz - dennoch zu den "naturwissenschaftlichen" Fiktionen in der Psychologie gezählt, also als Ersatz für eine wirkliche psychologische Theorienbildung eingestuft werden muß.

Die weitere Entwicklung der Psychologie in den USA (vom ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an) ist bekanntlich gekennzeichnet durch eine radikale Abkehr von der (in den USA von Titchener vertretenen) Wundtschen Bewußtseinspsychologie zugunsten einer "Verhaltenspsychologie", die sich - nach einer "funktionalistischen" Zwischenphase - als *Behaviorismus* zu etablieren begann. Hier wurde der "naturwissenschaftliche" Charakter der Psychologie - schon von J.B. Watson, dem ersten Protagonisten des Behaviorismus (1919) und dann immer wieder - programmatisch als "Naturwissenschaft" herausgestellt, was sich dann bald als allgemeines Selbstverständnis der Psychologie allgemein verbreitete.

Schauen wir uns, um dies genauer zu diskutieren, zunächst das "klassische Konditionieren" an, das (auf dem Wege über Pawlow) als erstes allgemeines Erklärungsmodell des Behaviorismus eingeführt wurde. Ausgangspunkt dieses Konzeptes sind bekanntlich die berühmten Pawlowschen "Hundeexperimente" über "bedingte Reflexe": Einem Hund wurde z.B. zusammen mit Futterpulver, das Speichelsekretion hervorrief (unkonditionierter Reiz bzw. unkonditionierte Response), ein Glockenton dargeboten, der - nach einigen Wiederholungen - eine selbständige "Verstärkungs"- (Reinforcement-) Wirkung entfaltete, funktional an die Stelle des Futterpulvers trat und ohne dieses die Speichelsekretion auslöste

("Reizsubstitution", konditionierter Reiz bzw. konditionierte Response).- Man kann diesen Versuch sicherlich mit einigem Recht als physiologisches Experiment einstufen. Wie aber wurde daraus die erste Ausprägungsform der "behavioristischen" *Psychologie*? Dadurch, daß der jeweils spezielle neurophysiologische Zusammenhang wegabstrahiert und das Begriffspaar "unbedingter/bedingter Reflex" als *allgemeines psychologisches Erklärungsprinzip* eingeführt wurde. Damit stellte man die benannte Beziehung quasi auf den Kopf: Es waren nicht mehr *spezifische* physiologische Vorgänge (etwa das "Konditionieren" der Hunde auf den Glockenton), auf die man sich mit seinen Erklärungen bezog, sondern man wollte menschliches Verhalten/Lernen *generell* dadurch in seinem Zustandekommen erklären, daß man diesem *hypothetisch* neurophysiologische Verknüpfungen (nach Art des "klassischen Konditionierens") unterschob. Diese Verknüpfungen mußten nun nicht mehr auf physiologischer Ebene - durch Aufweis jeweils spezieller neurophysiologischer Mechanismen - nachgewiesen werden, sondern dienten vielmehr selbst als bloße theoretische Konstruktionen zur "Erklärung" von "klassischen" Konditionierungsprozessen, wo immer man sie vermutete. Die Verwandlung von Physiologie in Psychologie bedeutet hier also den Verzicht auf den Nachweis physiologischer Prozesse zugunsten der Benutzung physiologischer Terme als bloßer *Redeweise*: Man tut so, *als ob* alle "Konditionierungsprozesse" in spezifischen neurophysiologischen Vorgängen fundiert seien und täuscht so eine psychologische Theorie als "naturwissenschaftliche" Theorie vor. - Entsprechend läßt sich zeigen, daß selbst in scheinbar so "physiologienahen" Anordnungen - mindestens wenn man das "klassische Konditionieren" beim Menschen in der benannten Weise als allgemeines Erklärungsprinzip benutzt, also nicht auf echte Reflexe (etwa den Lidschlagreflex) beschränkt - der vermeintlich bloß "physiologische" Konditionierungsprozeß ohne Instruktion und ohne Kooperation der Vp offensichtlich erst gar nicht zustandekommt (vgl. dazu die bis heute nicht abgeschlossenen Kontroversen über "Awareness", wobei sich u.a. ergab, daß - gerade in sorgfältig geplanten und gut kontrollierten Experimenten - bei menschlichen Vpn das Zustandekommen von Konditionierungseffekten ohne das Bewußtsein, daß der Experimentator einen solchen Effekt von ihnen erwartet, kaum nachweisbar ist [vgl. etwa Brewer 1974 und Holzkamp 1995]). Generell gesehen muß also das Konzept der "unbedingten/bedingten Responses" (samt der zugehörigen Hilfsbegriffe) als eine abstrakte Konstruktion angesehen werden, die keineswegs in wirklichen Lernprozessen der Menschen verankert ist, sondern einen Realitätsbezug durch Adaptation der physiologischen Sprache lediglich fingiert - und genau genommen weder mit Psychologie noch mit Physiologie ernsthaft etwas zu tun hat.

Dieser Als-Ob-Modus, der mit Bezug auf das "klassische Konditionieren" immerhin noch aus seiner physiologischen Verpackung (qua "Hundeexperimente") herauspräpariert werden mußte, ist bei den anderen theoretischen Varianten des Behaviorismus (wenn man einmal darauf gekommen ist) noch sehr viel leichter zu entdecken. So entwickelte Skinner eine (in der Folge besonders einflußreiche) Konstruktion menschlichen Lernens, gemäß welcher "Lernen" nicht durch eine

selbsttätige Verknüpfung zwischen "konditioniertem" und "unkonditioniertem Reiz/Response" sondern durch die Effekte der Aktivitäten des "Organismus" selbst zustandekommen soll: Je häufiger eine Aktivität zu einem bestimmten "Erfolg" führt, je mehr wird dieses Verhalten "verstärkt", je häufiger wird also per "Reinforcement" der Organismus diese Aktivität auch in Zukunft zeigen ("operantes Konditionieren"). Diese Konstruktion (die wiederum in ein komplexes System von Hilfsbegriffen eingebettet ist), wird von Skinner ohne jeden Skrupel als neurophysiologischer Verknüpfungsprozeß angesehen: Und dies, obwohl er an keiner Stelle einen Nachweis führt oder auch nur zu führen versucht, daß hier tatsächlich neurophysiologische Prozesse zugrunde liegen: Auch in diesem Falle erweist sich die Besonderheit der "Psychologie" gegenüber der Physiologie darin, daß man innerhalb der Psychologie in "physiologischen" Zungen redet, ohne - wie in der Physiologie - die Existenz der unterstellten physiologischen Vorgänge mit naturwissenschaftlichen Mitteln aufweisen zu müssen. Es handelt sich hier um einen - auf menschlichem Niveau durch die benannten "Verabredungen" gestifteten - physiologischen "Modus dicendi", in welchem einmal eine kausale Fundierung der psychologischen Konstruktionen und zum anderen damit ihr "naturwissenschaftlicher" Charakter vorgetäuscht sind (zum Problem der Bedeutung tierpsychologischer Experimente im Behaviorismus vgl. Holzkamp 1995, S. 41ff). - Der Höhepunkt solcher fiktionalen Theoriekonstruktionen ist wohl Skinners Theorie des menschlichen Spracherwerbs: Hier wird besonders deutlich, daß er seinem Modell des "operanten Konditionierens" eine Art von Apriori-Charakter beimißt, es quasi mit "Naturwissenschaftlichkeit" in der Psychologie überhaupt gleichsetzt und entsprechend das Lernen der Sprache - als "verbal behavior" (1957) - gemäß der um das "operante Konditionieren" angeordneten Grundbegrifflichkeit *konstruiert*, wobei er sich die Frage, ob die dabei angenommenen Mechanismen tatsächlich auf neurophysiologischer Ebene nachweisbar sind, nicht einmal stellt. Tatsächlich handelt es sich hier um ein "naturwissenschaftlich" aufgemachtes Phantasieprodukt - was Skinner denn auch von einem der Begründer der modernen Linguistik, Noam Chomski (1959), mit aller Deutlichkeit bescheinigt wurde.

Derartige "physiologische" Fiktionen finden sich auch in anderen Ausprägungsformen des Behaviorismus, so in vielleicht extremster Form in dem Lehrgebäude von Clark Hull, der eine Zeitlang als der große Modellbauer der Lerntheorie galt und ein umfassendes formalisiertes System von Lerngesetzen mit einer Vielzahl von "Postulaten" und ergänzenden "Korrolarien" entwickelte (1943), das er in seinem Bemühen um Lückenlosigkeit und Exaktheit schließlich so kompliziert machte, daß wohl auch er selbst es schließlich nicht mehr völlig durchschaute (1952). Charakteristisch ist dabei, daß Hull einerseits viele seiner Gesetze in physiologischer oder neurophysiologischer Sprache formulierte und generell "naturwissenschaftlich" verstand, aber andererseits sein Modell in dem Sinne als "molar" bezeichnete, daß es nicht von der Entdeckung eines jeweils entsprechenden physiologischen Substrats abhängig sei, das man im "molekularen" Sinne als Ursache betrachten könnte. So deutet Hull, anders als etwa Skinner, den

naturwissenschaftlichen "Als-Ob-Charakter" seines Systems schon selbst an. Offen bleibt allerdings, auf was - wenn nicht auf physiologische Prozesse - sich seine "naturwissenschaftlich" gemeinten Aussagen denn sonst beziehen können. Genau besehen wird hier um einige beliebig ausgewählte Beobachtungen herum ein riesiges Gedankengebäude konstruiert, das sich schließlich nur noch aus sich selbst heraus versteht - und so (gelegentlich als "Hirnmythologie" glossiert) schließlich mangels Realitätsbezug als Ganzes "in die Ecke gestellt" wird: Niemand kommt (gerade weil hier die "Naturwissenschaftlichkeit" ins Extrem getrieben wurde) heute noch ernsthaft darauf zurück.

Der Umstand, daß die Psychologie (in ihrer Hauptentwicklungslinie) zwar eine Standardversuchsanordnung, aber keine die Disziplin konstituierende Grundbegrifflichkeit ausgebildet hat, sondern sich ihre Wissenschaftssprache von anderen, naturwissenschaftlichen Disziplinen ausleiht, läßt sich noch zugespitzter überzeugend machen, wenn man bedenkt, daß es in der Psychologiegeschichte außer der geschilderten funktionalistisch-behavioristischen noch eine weitere "Wende" gab, die man als *"kognitive Wende"* zu bezeichnen pflegt. Zur Einleitung dieser Wende wurde zunächst der behavioristische Mechanizismus kritisiert und - etwa unter Rückgriff auf Köhlers Feldtheorie - die Wiedereinbeziehung von kognitiven Prozessen in die Psychologie gefordert. Der eigentliche Durchbruch des "Kognitivismus" vollzog sich aber dadurch, daß ungefähr gleichzeitig mit einer derartigen Kritik - Mitte der fünfziger Jahre - quasi schlagartig die psychologische Wissenschaftssprache gewechselt wurde: Man belieh jetzt nicht mehr die Physiologie bzw. Neurophysiologie, man belieh die Computerwissenschaft, redete von nun an durchgehend und konsequent "in Zungen" der Informatik, also nicht mehr von "Reiz", "Reaktion", "Konditionierung", "Reizsubstitution", "Generalisierung", sondern von "Input" und "Output", von "Programmiersprachen", "Arbeitsspeicher", "Abrufprozessen", etc. Dieser Sprachwechsel vollzog sich so plötzlich, daß Ulric Neisser bereits 1967 ein rückschauendes programmatisches Werk mit dem Titel "Cognitive Psychology" (deutsch 1974) vorlegen konnte.

Wie ist diese rigorose "Wende" zu erklären? Bisher hatte sich in der Psychologie ein gewisser Widerspruch dadurch ergeben, daß der Behaviorismus zwar immer mehr als mechanistisch und eng kritisiert wurde, aber - durch seine Anleihen bei der Physiologie/Neurophysiologie - seinen Status als "Naturwissenschaft" ziemlich unangefochten behaupten konnte. Diese Situation änderte sich in dem Maße, wie die Informatik interdisziplinär bekannt wurde und sich (u.a.) für die Psychologie als neue Modellwissenschaft anbot: Es wurde vorausgesetzt, daß die Begrifflichkeit der Informatik einerseits komplizierte menschliche Informationsverarbeitungsprozesse, Bewußtseinsvorgänge, Gedächtnisstrukturen etc. differenzierter abbilden könne als die Physiologie/Neurophysiologie, wobei aber andererseits ihr Status als "Naturwissenschaft" genau so wenig anzweifelbar schien. Man konnte jetzt also den Behaviorismus quasi mit den eigenen Waffen schlagen, indem man ihn mit einem theoretischen Modell von gleicher formaler "Exaktheit" aber (scheinbar) größerer "psychologischer" Leistungsfähigkeit konfrontierte. Tatsächlich gelang es sehr schnell, die Behaviorismus aus seiner hegemonialen

Position zu verdrängen und ihn quasi in die zweite Reihe - etwa als Spezialdisziplin der Tierpsychologie - zu verweisen (vgl. Holzkamp 1995, S. 118ff und 1989, S. 67ff).

Um die Beziehung zwischen Kognitiver Psychologie und Informatik genauer zu verstehen, muß man sich zunächst klar machen, daß "Kognitive Psychologie" nicht als eine speziell auf kognitive Prozesse bezogene Disziplin, sondern als Charakteristikum für eine allgemeine psychologische Denkrichtung - etwa im gleichen Allgemeinheitsgrad wie "Behaviorismus" - zu verstehen ist. Weiterhin ist es nötig, die "Kognitive Psychologie" von zwei weiteren in der Psychologie etablierten "informatischen" Ansätzen, der "Computersimulation" und der "Künstlichen Intelligenz" zu unterscheiden: Während es dort um wirkliche Anwendungen von Computern geht, ist die "*Kognitive Psychologie*" hauptsächlich durch die *Verwendung informatischer Begriffe in ihrer Wissenschaftssprache gekennzeichnet*: Es wird von vielen ihrer Vertreter ganz offen ausgesprochen, daß es sich dabei um eine *metaphorische* Benutzung von informatischen Termini in der Psychologie handelt, wobei davon ausgegangen wird, daß durch diese Computer-Metaphorik die theoretische Leistungsfähigkeit der Psychologie erhöht wird.- Um sich zu veranschaulichen, wie dies vonstatten geht, bietet sich z.B. die kognitivistische Gedächtnisforschung an: Dort wurden etwa drei Formen des Gedächtnisses eingeführt - sensorisches Register, Kurzzeitspeicher, Langzeitspeicher; den verschiedenen "Speichern" wurden wiederum verschiedene "Codierungsformen" zugeordnet, entsprechend konzipierte man verschiedene Formen des Wiedererinnerns, nahm verschiedene Arten und Funktionen der "Abrufinformation" an etc. (vgl. Holzkamp 1995, S. 121). Wo möglich noch instruktiver für unsere Zwecke sind Theorien, die bereits in ihrem Aufbau bzw. ihrer Konstruktion nach Kriterien der Computer-Software *modelliert* wurden. Typisch dafür ist ein theoretisches Modell, daß eine Zeitlang sehr einflußreich war, das sog. ACT\*-Modell von Anderson (1983): Hier wurden als Konstruktionsmerkmale des Modells teilweise Gesichtspunkte aus der "Programmiersprache" eingeführt, man versuchte, kognitive Theorien nach Art von programmiersprachlichen Befehlsketten als "If-Then-Ketten" zu formulieren. Die kognitive Theorie war also nicht mehr "Theorie" im üblichen Sinne, sondern hatte die Struktur eines Computerprogramms (vgl. Holzkamp 1995, S. 131ff und 137).

Besonders aufschlußreiche Hinweise für die Art des naturwissenschaftlichen "Spracherwerbs" der Psychologie lassen sich gewinnen, wenn man neue Entwicklung innerhalb der informatischen KI-Forschung (und über diese hinaus) in Betracht zieht, die Theorie des "*Konnektionismus*" bzw. der "*neuronalen Netzwerke*" (Rumelhart & McClelland, 1986, McClelland & Rumelhart, 1986). Derartige Netzwerke sind einerseits durch einsinnige Signalwege zwischen einem Netz von "Knoten" und bestimmte Gewichtungen der Verbindungen zwischen den Knoten und andererseits durch Interaktionen mit bestimmten "Environments" charakterisiert. Das Spezifikum solcher künstlicher "neural networks" besteht darin, daß der Rechner hier nicht durch vollständig vorgegebene Befehlsketten gesteuert ist, sondern (aufgrund geeigneter Algorithmen) in zeitlichen Annäherungsprozessen

durch (mit Hilfe von Parallelprozessoren ermöglichter) Bewegung großer Datenmengen aus dem (scheinbar) chaotischen Input kumulativ bestimmte Regelmäßigkeiten extrahiert werden können, durch die die veränderten Gewichtungen, d.h. Aktivierungen der Verbindungen zwischen den Knoten des Netzwerks, zu bestimmten Optimierungsprozessen führen etc. (vgl. Holzkamp 1995, 131ff und Lenz & Meretz, 1995).

Naheliegender ist es, solche Optimierungsprozesse mehr oder weniger spielerisch als "Lernen des Systems" zu bezeichnen und dabei ebenso spielerisch ein Subjekt des "Lernens" selbst in das System hineinzuverlegen. Weniger naheliegender, dafür typischer, ist es hingegen, daß die Kognitive Psychologie sich sofort und mit vollem Ernst auf solche Analogisierungsmöglichkeiten stürzte und daraus eine neue kognitivistisch-konnektionistische Lerntheorie zu entwickeln versuchte. So bemühte sich etwa Hinton (1989), je nach der Stärke des Eingriffs der "Umgebungs"-Bedingungen in den kumulativen Optimierungsprozeß zwischen "supervised learning", "reinforcement learning", und "unsupervised learning" zu unterscheiden. Zusätzlich wird häufig noch ein "learning" durch "back propagation" herausgestellt, eine Komplizierung des Reinforcement-Lernens, bei dem die Verminderung/Erhöhung der Gewichtung der Verbindungen zwischen den Knoten von dem Grad der Beteiligung am Ergebnis des Optimierungsprozesses abhängig gemacht wird etc. - Wenn man sich eingehender danach fragt, welchen Nutzen in diesem Zusammenhang die Rede vom "Lernen" haben sollte, so findet man schnell heraus, daß ein solcher Nutzen nicht existiert. Man hat hier keineswegs menschliche Lernprozesse auf ihre Eigenart hin analysiert und in theoretische Konzepte zu fassen versucht, sondern hat umgekehrt lediglich Begriffe, die aus der behavioristischen Lerntheorie mehr oder weniger bekannt sind, (in all ihrer Inhaltsarmut und Dürftigkeit) in "konnektionistischen Zungen" zu formulieren versucht: Offensichtlich wird dies schon als ein Erfolg gebucht, auch wenn man sich dem Verständnis menschlicher Lernprozesse dabei keinesfalls irgendwie angenähert hätte - und dazu den Nachteil in Kauf nehmen muß, daß hier Wissen vorgetäuscht wird, das faktisch nicht erreicht wurde.

### *"Weltlosigkeit" der (Hauptstrom)-Psychologie als Implikat der Standardanordnung*

Im folgenden soll nun versucht werden, die Gründe für die geschilderte Unbestimmtheit der Hauptstrom-Psychologie (über die Seitenzweige der Psychologie rede ich erst später) genauer herauszufinden, also nicht nur die benannte Unfruchtbarkeit des "In-fremden-Zungen-Redens" weiterhin zu dokumentieren, sondern aufzuweisen, *warum* die Psychologie - in der Art, wie sie sich bisher entwickelt hat - auf die geschilderten Anleihen angewiesen scheint, also einen wirklichen Zugang zu ihrem genuinen Gegenstand und ihren substantiellen Problemen nicht finden kann. Damit nähern wir uns - nach den bisherigen vorbereitenden Überlegungen - nunmehr der eigentlichen Problematik dieses Teils, der vorwegnehmend behaupteten "Weltlosigkeit" der Psychologie und werden schrittweise deutlich machen, worin sich diese Einschätzung gründet. Der entscheidende

Einstieg dazu ist der (bisher noch beiseite gelassene) Hinweis darauf, daß die jeweiligen Konzepte einer Leihwissenschaft, wenn sie von der Psychologie adaptiert werden, keineswegs ihre ursprüngliche naturwissenschaftliche Form behalten (können), sondern einen *spezifisch "psychologischen" Charakter* annehmen: Die mit der Übernahme der Standardanordnung zwangsläufig verbundene Einordnung der jeweiligen theoretischen Konzepte in die Beziehung zwischen "Reizkonstellation" und "Response" o.ä. bedeutet nämlich (um es zunächst so hinzustellen) gleichzeitig, daß die *wirkliche alltägliche Welt, die in übergreifenden Bedeutungszusammenhängen steht und "in" der wir alle leben, handeln und Erfahrungen machen* (vgl. dazu spätere genauere Ausführungen), *der Psychologie, den Vpn und letztlich auch dem Experimentator verloren geht* - wobei gerade dies die "einzelwissenschaftliche" Spezifik der Psychologie ausmacht und ihren Bezug zu anderen Wissenschaften wesentlich charakterisiert.

Um dies hinreichend durchsichtig zu machen, führe ich meine früheren Darlegungen über den in der Standardanordnung gestifteten Zusammenhang zwischen den benannten drei Instanzen (Reizkonstellation, Vp, Response), der durch "Verabredung" mit der Vp gestiftet wird, im Hinblick auf das darin liegende Erkenntnisinteresse noch etwas näher aus: Das Exponat, die Reizkonstellation, die "abhängige Variable" interessiert die Psychologie nicht als selbständiger Weltausschnitt, der in bestimmten, von der Versuchsanordnung unabhängigen Strukturzusammenhängen steht, sondern nur soweit und in der Hinsicht, wie sie auf die Vp in irgendeiner Weise einwirken und so potentiell ihre "Responses" verändern können. Genau genommen gehört der so verstandene Reiz also zur "Peripherie" der Vp selbst: Er ist nur als mögliche Modifikation von deren Sinnesfläche mit dem Effekt der Reaktionsänderung relevant, stiftet also quasi eine "kurze" oder "innere" Verbindung zwischen Sensorium und Bewegungsapparat der Vp (zum Reizkonzept vgl. etwa Gundlach 1976).- Entsprechend der Funktion des "Reizes" ist die "Antwort" der Vp ebenfalls genauer zu bestimmen: Auch mit Bezug darauf interessiert man sich nicht für diese z.B. als Möglichkeit des Subjekts zur Interpretation oder Veränderung von Weltzusammenhängen außerhalb der Versuchsanordnung, vielmehr wird sie nur soweit zur Kenntnis genommen, wie sie als Effekt der (experimentellen) Reizkonstellation, mithin als zur Prüfung der jeweils formulierten Hypothese über einen spezifischen Zusammenhang zwischen "Reiz" und "Response" bzw. "unabhängiger" und "abhängiger Variabler" o.ä. geeignet ist, etc.

Aus alledem geht nun hervor, daß die Vp, wie sie als Individuum in die Standardanordnung "gesetzt" ist, genau genommen kein wirklicher Mensch in konkreten Lebensbezügen ist, sondern ein Torso, dessen Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten in der realen Welt quasi gekappt worden sind, zugunsten einer Begrifflichkeit, in der die Realität lediglich in "organismischen" Termini erscheint: Die Welt und die Handlungen des Individuums werden hier so auf dessen Organismus projiziert, daß nur ihre unmittelbaren Einwirkungen bzw. Auswirkungen übrigbleiben; entsprechend kann man nicht von den Weltbezügen des Individuums reden, die mit anderen Weltgegebenheiten sachlicher und sozialer Art eine

eigene Struktur bilden, durch diese Bedeutung gewinnen und zu deren Bedeutung beitragen (s.u.), sondern eigentlich nur immer von der benannten Beziehung zwischen der Peripherie und den zentralen Instanzen des Organismus. In einem weiteren Sinne wird hier Psychisches immer wieder nur durch Psychisches, d.h. letztlich kurzschlüssig das Individuum aus sich heraus erklärt: "Weltlosigkeit" des "psychologischen" Individuums aufgrund der Anmessung der theoretischen Konzepte an die Reiz-Response- bzw. Variablenbeziehung, wie sie von der Standardanordnung vorgegeben ist.

Um dies durch Explikation früher benannter Beispiele zu verdeutlichen, also die verschiedenen *Erscheinungsformen* vorzuführen, in denen die Standardanordnung in die unterschiedlichen "Vernaturwissenschaftlichungen" der Psychologie durchschlägt, soll zunächst das geschilderte Konzept von *Wundt* etwas genauer betrachtet werden: Wundt hat die Struktur des menschlichen Bewußtseins dadurch zu modellieren versucht, daß er einen Aufbau quasi von "unten nach oben" konzipierte, in welchem psychische "Elemente" zu "Gebilden" zusammengesetzt sind, die ihrerseits - über "Verschmelzungen", "Assoziationen", "Apperzeptionsverbindungen" - zu immer höheren Einheiten aufsteigen. In unserem gegenwärtigen Diskussionszusammenhang stellt sich nun die Frage, wie sich eine so konstruierte Bewußtseinsstruktur zur Welt außerhalb des Psychischen verhält, auf welche Weise also der Realitätsbezug des elementen- bzw. assoziationspsychologischen Modells zu denken ist. Wundt hat darauf eine recht elegante und (wie wir noch sehen werden) für die einzelwissenschaftliche Psychologie in ihren früheren Stadien typische Antwort gegeben: Die Psychologie "untersucht den gesamten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subjekt und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften. Demnach läßt sich der naturwissenschaftliche Standpunkt, insofern er aus einer Abstraktion von den in jeder wirklichen Erfahrung enthaltenen subjektiven Faktoren hervorgeht, als Standpunkt der mittelbaren Erfahrung, der psychologische, der diese Abstraktion und alle aus ihr entspringenden Folgen geflissentlich wieder aufhebt, als derjenige der *unmittelbaren Erfahrung* bezeichnen" (1913, S. 3). Diese Formel, so überzeugend sie klingt, offenbart - wenn man genauer nachsieht - den schwerwiegenden Nachteil, daß daraus an keiner Stelle ersichtlich ist, *wie* man hier per Abstraktion von der Psychologie zur Naturwissenschaft bzw. umgekehrt durch Aufhebung der Abstraktion von der Naturwissenschaft zur Psychologie gelangen kann. Schon Wundts eigenes Modell ist denn auch keineswegs durch das Rückgängig-Machen naturwissenschaftlicher Abstraktionen entstanden, sondern ganz augenscheinlich eine in grober Analogie zu chemischen Verbindungen etc. von Wundt frei ausgedachte Struktur. In Wundts zitierter Arbeit (und - soweit ich sie kenne - auch in seinen anderen Arbeiten) ist nirgends eine Gedankenbewegung enthalten, aus der hervorgeht, wie naturwissenschaftliche Aussagen so als Abstraktionen von der unmittelbaren Erfahrung zu bestimmen sind, daß man, indem man diese rückgängig macht, zu den konkreten psychologischen Aussagen, wie sie Wundt konzipiert hat, gelangen kann. Anders: Die abstrahierende bzw. konkretisierende Hin- und Herbewegung zwischen Naturwissenschaft und Psychologie müßte -

wenn Wundts allgemeine Bestimmungen über Psychologie als "unmittelbare Erfahrung" richtig wären - das methodische Hauptwerkzeug der Wundtschen Elementenpsychologie sein. Tatsächlich aber ist nichts davon zu sehen. Wundts typische Vorgehensweise ist vielmehr die Hin- und Herbewegung zwischen den "Elementen" und den höheren Einheiten *ausschließlich innerhalb seines psychischen Strukturmodells selbst*.

Daraus ergibt sich nun, daß Wundts Versuch, eine umfassende Systematik der Wissenschaften zu erstellen, in der die Psychologie als Wissenschaft von der unmittelbaren Erfahrung gleichberechtigt neben der Naturwissenschaft als Wissenschaft von der mittelbaren Erfahrung angesiedelt ist, ein bloßer Verbalismus ist und dazu die scheinbare Rechtfertigung dafür liefert, die Naturwissenschaften als selbständige Strukturen wegzulassen und nur in der Weise mit ihnen umzugehen, daß daraus "Reize" als unmittelbare Einwirkungen auf die Sinnesfläche des Organismus abgeleitet werden können. Das Resultat ist bekannt: Übrig bleibt ein Modell, dessen Beziehungen zu einer Welt jenseits der jeweils unmittelbaren innerorganismischen Prozesse (und ihrer in ihren Termini ausgedrückten direkten äußeren Ein-/Auswirkungen, s.u.) gekappt sind; menschliche Erfahrungen und menschliches Handeln mit Bezug auf die wirkliche, bedeutungsvolle Welt, in welcher das Individuum seinen Platz hat (die also nicht gemäß der Standardanordnung in den Organismus hineinprojiziert wird) fallen hier also unter den Tisch. So ist denn auch die "unmittelbare Erfahrung" als vermeintlicher Gegenstand der Psychologie an keiner Stelle auf die wirkliche Realität jenseits des Zwischenbereiches zwischen Peripherie und Zentrum des individuellen Organismus hin überschreitbar. Eine irgendwie geartete Verbindung zur vermeintlichen "mittelbaren Erfahrung" ist nicht herzustellen. Das Begriffspaar "unmittelbare-mittelbare Erfahrung" bezeichnet also eine Zwei-Welten-Theorie bzw. ein Konzept der Realitätsverdoppelung mit zwei unverbunden nebeneinander stehenden und wechselseitig unzugänglichen "Realitäten".

Wenn man nun weiterhin die Gestaltpsychologie als die kontinentale Konzeption betrachtet, die in massiver Opposition zur Wundtschen "Elementenpsychologie" entstanden ist, so sollte man vermuten, daß hier auch das Problem des Bezugs des Psychischen auf die in sich strukturierte, bedeutungsvolle Realität in gänzlich anderer Weise angegangen ist. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß - aufgrund der Verhaftetheit beider Ansätze in der Standardanordnung - in dieser Hinsicht substantielle Unterschiede zwischen den beiden Ansätzen kaum bestehen.- Fangen wir, um dies zu zeigen, diesmal bei der "Außenwelt" an: Köhler hat, wie gesagt, das Verhältnis zwischen Gestaltbildungen bzw. "dynamischen Selbststeuerungsprozessen" im Bereich des Psychischen und der von der Naturwissenschaft erforschten Außenwelt dadurch theoretisch fassbar machen wollen, daß er bereits bei physikalischen Vorgängen Gestaltungsvorgänge voraussetzte, also eine (von der "summativen" Physik grundsätzlich verschiedene) "*Gestaltphysik*" annahm, die über die Zwischenebene der physiologischen Gestaltungsprozesse mit den psychisch-anschaulichen Gestaltbildungen vermittelt sein soll. Wie aber stellt er sich dies im einzelnen vor?

Betrachten wir zur Beantwortung dieser Frage zunächst zwei typische Beispiele, die Köhler (1920) für "gestaltphysikalische" Prozesse anführt. Er nimmt dabei z.B. eine freie Wasseroberfläche an, auf die - etwa fünf - Magnetnadeln gesetzt werden, die aufgrund der Oberflächenspannung des Wassers nicht untergehen, sondern "schwimmen": Unter diesen Bedingungen werden sich, so Köhler, die Nadeln selbsttätig zu einem regelmäßigen Fünfeck, bei dem die positiven und die negativen Pole jeweils einander berühren, anordnen - dies ein Fall von "dynamischer Selbststeuerung" im physikalischen Bereich. Als weiteres Beispiel benennt Köhler die Verteilung des Stroms auf einem elektrischen Leiter: Der Strom wird sich hier jeweils so verteilen, daß unter den gegebenen Randbedingungen ein optimales Gleichgewicht entsteht: auch dies ein Prozeß der Gestaltbildung bzw. dynamischen Selbststeuerung, etc.- Wenn man diese Beispiele ernst nimmt, so muß man allerdings zu der Konsequenz gelangen, daß Köhler die Vermittlung zwischen Gestaltphysik, Gestaltphysiologie und anschaulichen Gestalten mit Bezug auf seine Beispiele keineswegs wörtlich meinen kann. Auf den anderen Ebenen gibt es natürlich weder Wasserflächen mit Magnetnadeln noch elektrische Leiter der genannten Art. Es geht ihm vielmehr lediglich darum, plausibel zu machen, daß so etwas wie Gestaltvorgänge bereits auf physikalischem Niveau *möglich* ist. (Diese Behauptung ist allerdings von Bruno Petermann [1929, 1931], indem er zeigte, daß sich alle vermeintlichen gestaltphysikalischen Prozesse auf normale physikalische Vorgänge zurückführen lassen, überzeugend angezweifelt worden - ich will dies hier nicht genauer diskutieren). Aufgrund dieser an den Beispielen (vermeintlich?) aufgewiesenen Möglichkeit physischer Gestalten konstruiert Köhler sodann ein umfassendes theoretisches Modell, in dem er annimmt, daß "isomorphe" Beziehungen zwischen physikalischen, physiologischen und psychischen Gestaltprozessen bestehen, d.h. daß die Entsprechungen nicht ein-eindeutig sind, sondern in Abhängigkeit vom jeweiligen Medium nur gewisse gemeinsame Struktureigenarten haben. Die Beziehungen zwischen den drei "isomorphen" Ebenen sind also nicht kausal gedacht, sondern eher als Analogien gemeint, um darin ein bestimmtes theoretisch-naturphilosophisches Konzept der Leib-Seele-Beziehung zu gründen, woraus dann gleichzeitig Hypothesen für experimentelle Studien über "isomorphe" Gestaltprozesse ableitbar sein sollen.

Nachdem wir mit der Darstellung Köhlers so weit gekommen sind, wird schon deutlich, daß er aufgrund seiner Problemanalyse letztlich in die gleichen unüberwindlichen Schwierigkeiten hineingeraten mußte, die wir schon bei Wundt gefunden haben: Es ist ihm nämlich unmöglich, Angaben darüber zu machen, auf welche Weise die physikalischen Gestalten tatsächlich die physiologischen Gestalten und diese wiederum die anschaulichen Gestalten beeinflussen können. Es handelt sich hier um eine bloße Parallelkonstruktion, in welcher bestenfalls aufgrund unmittelbarer Evidenz bestimmte Vermutungen über "Isomorphien" zwischen den drei Niveaus formuliert werden können. Wie Wundts "unmittelbare" und "mittelbare Erfahrung", so stehen Köhlers "physikalisches", "physiologisches" und "psychisch-anschauliches Niveau" weitgehend unverbunden nebeneinander. Und es ist - dies innerhalb unserer Argumentation das Entscheidende -

konzeptionell kein Weg aufweisbar, auf dem das *Individuum selbst* seine psychisch-anschauliche "Innenwelt" in Richtung auf die wirkliche, in sich strukturierte Welt, "in" der es doch tatsächlich handelnd und erfahrend sich bewegt, durchdringen könnte. Es führt für *das Individuum* kein Weg von der Gestalthaftigkeit seiner anschaulichen "Reizwelt" zur Gestalthaftigkeit der physikalischen Welt (vielmehr besteht diese Beziehung nur als theoretische Fiktion in der Phantasie des Forschers). Die Kurzschlüssigkeit zwischen den Reizkonstellationen auf der Sinnesoberfläche des Individuums und seinen zentralen Reaktionsprozessen, die die Standardanordnung generell kennzeichnet, schlägt also auch hier voll durch.

Wir müssen diese Darlegungen hier indessen noch etwas präzisieren, und zwar deswegen, weil innerhalb der gestalttheoretischen Begriffsbildung eine Unterscheidung eingeführt wurde, die unserer Argumentation zu widersprechen scheint. Schon Köhler selbst hat in verschiedenen Diskussionszusammenhängen darauf hingewiesen, daß der individuelle Wahrnehmungsprozeß nur dann hinreichend erfaßbar ist, wenn man den Weg von der physikalischen zur physiologischen und schließlich anschaulichen Ebene nach Art eines Kreisprozesses begrifflich fixiert und dabei zwei Arten von "Reizen" unterscheidet: Den "Reiz" als "Reizquelle" in der physikalischen Außenwelt und den "Reiz" als direkte Affekation der Sinnesorgane, der dann - nach Art eines Wahrnehmungsbogens - wiederum auf die Außenwelt rückprojiziert wird und so das Wahrnehmungsbild in der Außenwelt erzeugt. Dieses Konzept wurde dann später von Heider mit der Unterscheidung zwischen einem "Proximalreiz" unmittelbar auf der Sinnesfläche und einem "Distalreiz" in der Außenwelt aufgegriffen und ausgebaut. Der Wahrnehmungsbogen wurde dabei von ihm kodifiziert als D - P - P' - D' (Symbolbezeichnungen von mir geändert): Die Reizquelle (D) verursacht den Proximalreiz (P), der im Zentralnervensystem verarbeitet (P') und als dem Distalreiz adäquate Repräsentation (D') der Außenwelt zugeschlagen wird (Heider 1958/1977, S. 35). Man könnte nun meinen, daß mit dieser Konstruktion der Weltzugang des Individuums, indem ja hier der "Distalreiz" als Aspekt der Außenwelt eingeführt wird, besser theoretisch abzubilden ist als in den bisher diskutierten Ansätzen. Bei eingehenderer Betrachtung erweist sich jedoch, daß dies nicht der Fall ist: Der "Proximalreiz" enthält nämlich keine andere Information als die schon im "Distalreiz" gegebene; umgekehrt kann dem "Distalreiz" keine andere Information zugesprochen werden, als die, die man aus dem "Proximalreiz" entnehmen kann. Es handelt sich hier also lediglich um eine formale Differenzierung: Etwas Neues über den "Distalreiz" über das, was dem "Proximalreiz" schon zukommt, hinaus kann man dabei nicht erfahren; ein Zugang zur in umfassenderen Bedeutungszusammenhängen stehenden Realität als Welt, "in" der sich das Individuum befindet, ist also auch auf diesem Wege nicht zu finden. - Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß Heider selbst diese Schwierigkeit durchaus erkannt hat: Deswegen wurde von ihm in seinen späteren Arbeiten der gestaltpsychologische Erklärungsrahmen überschritten und Wahrnehmung bereits in ihren elementaren Formen als

aktiver "Attributionsvorgang" verstanden (vgl. Fahl-Spiewack 1995, S. 43ff) - ich komme später darauf zurück.

Wir können diese Überlegungen noch zuspitzen, indem wir herausheben, daß in einer bestimmten, i.w.S. gestalttheoretischen Konzeption von besonderer Bekanntheit und herausragendem Einfluß die geschilderte "Realitätsverdoppelung" und Weltlosigkeit der Psychologie im Banne der Standardanordnung nicht erst von uns analytisch herausgearbeitet werden muß, sondern in geradezu programmatischer Weise selbst in den Mittelpunkt gerückt ist. Ich meine die Konzeption des "Lebensraums" ("life space") in dem "klassischen" Werk zur "topological psychology" von Kurt Lewin (1936). Es kommt Lewin vor allem anderen darauf an, den "Lebensraum" als unmittelbar-anschauliche Erfahrung des Individuums möglichst scharf von der "nichtpsychologischen" objektiven Welt zu trennen, um auf diese Weise psychologische Analysen möglichst rein realisieren zu können. Nun kann er aber natürlich nicht übersehen, daß auch in der Erfahrungswelt des Subjekts (scheinbar?) objektive Gegebenheiten vorkommen, die prinzipiell leicht mit den bloßen Erfahrungstatsachen gleichen Inhalts verwechselt werden könnten. Um dem vorzubeugen, führt Lewin eine spektakuläre Differenzierung ein, er unterscheidet nämlich zwischen anschaulich gegebenen "quasi-physikalischen", "quasi-sozialen" und "quasi-konzeptuellen" Tatsachen auf der einen Seite und den objektiven physikalischen, sozialen und konzeptuellen Tatsachen auf der anderen Seite (S. 24ff). Dabei gibt er zu den "quasi-physikalischen" in ihrem Verhältnis zu den physikalischen Tatsachen etwa folgende Erläuterungen: "This does not mean that we have to include within the psychological life space the whole physical world with its 'objective' characteristics in terms of physics. These facts are to be included in the representation of the psychological life space only to the extent and in the manner in which they affect the individual in his momentary state". (S. 24) Hinsichtlich der "quasi-social facts" kommt Lewin zu entsprechenden Erläuterungen: "A distinction analogous to that between physical facts in the sense of physics and quasi-physical facts is that between objective social facts in terms of sociology and social-psychological facts which have to be taken into account in representing a certain life space" - "When a mother threatens an obstreperous child with the policeman and the child obeys her because of his fear of the policeman, then as far as the representation and explanation of the child's behavior is concerned we are dealing not with the actual legal or social power of the police over the child but rather with the power of the police as the child sees it" (S. 25).

Nach unseren früheren Überlegungen dürfte schon deutlich geworden sein, daß der Lewinsche "Lebensraum"-Begriff, so wie er hier erläutert wird, ein Unding ist. Es sollte sofort einleuchten, daß die "physikalischen Fakten" natürlich potentiell genau so zum Lebensraum von Individuen gehören wie die vermeintlichen "quasiphysikalischen" Fakten. Andernfalls könnte ja niemand, auch Lewin selbst nicht, davon Kenntnis gewinnen. Tatsächlich werden die fraglichen Weltgegebenheiten von der Physik lediglich anders konzeptualisiert als dies im Alltag üblich ist, so daß man die physikalische Sprache erlernen muß, um "durch den Begriff hindurch" so etwas wie Molekularbewegungen im Elektronenmikroskop

wahrnehmen zu können. In jedem Falle handelt es sich hier aber um die *eine, wirkliche Welt, wie sie jeweils mir gegeben ist*, und keinesfalls um zwei "Welten", von denen eine mit dem Index "quasi" versehen werden könnte. Dies kann man sich im Hinblick auf den von Lewin angeführten "quasisozialen" Polizisten noch unter einem anderen Aspekt verdeutlichen: Sicherlich kann man über "Polizei" in unterschiedlichen realen und begrifflichen Kontexten reden, wobei das wirkliche Auftauchen eines Polizisten natürlich nur *eine* Möglichkeit darstellt. Einen Übergang von "objektiv" zu "quasi" kann ich dabei aber nirgends entdecken. Und ich nehme an, daß dem Kind diese Unterscheidung spätestens dann nicht mehr sehr plausibel sein dürfte, wenn - sofern es etwas älter geworden ist - der vorher ange-drohte Polizist tatsächlich auftaucht und ihm (etwa bei einer Demonstration) mit seinem Knüppel auf den Kopf haut.- In Lewins Lebensraum-Konzept offenbart sich m.E. das ganze Dilemma einer (ob nun explizit oder lediglich faktisch) im Reiz-Reaktions-Schema der Standardanordnung befangenen Psychologie, die mit noch so großem Scharfsinn ihren genuinen, fachspezifischen Gegenstand in Abhebung von anderen Disziplinen herauszuheben versuchen mag: Was dabei übrigbleibt sind keine wirklichen Menschen "in" ihrer realen Welt, sondern "psychologische" Individuen, die in eine lediglich psychische Eigenwelt (bei Lewin: "Quasi-Welt") eingesperrt sind und einen Weg hinaus zur bedeutungsvollen, in sich strukturierten Welt, die uns allen in jeweils spezifischer Weise gegeben ist, aus konzeptionellen Gründen niemals finden können.

Wenn wir nun die von uns früher dargestellte "funktionalistisch-behavioristische" Wende in unsere Diskussion einbeziehen und uns fragen, wie die Konsequenzen beschaffen sind, die sich aus den benannten Stimulus-Response-Konstruktionen innerhalb der Standardanordnung hinsichtlich des Weltbezuges des Behaviorismus ergeben, so scheint evident, daß wir - da dort weder von "Erfahrung", noch von "Feld", noch von "Lebensraum" etc. die Rede ist, vielmehr all solche Konzepte als "mentalistisch" indiziert sind - unsere bisherige Argumentationsweise an dieser Stelle nicht aufrechterhalten können. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß der Unterschied hier keineswegs so groß ist, wie man meinen könnte, da die Behavioristen, auch wenn sie sich dies offiziell untersagen, dennoch gar nicht anders können, als in irgendeinem Sinne mit Welttatbeständen zu operieren - so daß man auch die Frage diskutieren kann, ob bzw. wie die Art, in der sie dies tun, durch das Stimulus-Response bzw. Variablenschema beeinflusst ist.

Betrachten wir in diesem Diskussionszusammenhang zunächst einen "Glockenton" als "Reiz" im "klassischen" Konditionierungsexperiment, wobei wir den Kontext des Pawlowschen Hundeexperiments der Einfachheit halber gleich verlassen und von "Menschen" als Vpn ausgehen : Der "Glockenton" (oder jeder andere beliebige "Stimulus") wird hier zwar als "Reiz" in die Versuchsanordnung eingeführt, was aber keineswegs bedeutet, daß er tatsächlich ein "Reiz" ist: Vielmehr ist er faktisch eben ein Glockenton, der als solcher zu der "Welt" gehört, "in" der sich die anwesenden Individuen gemeinsam befinden, und der in allerlei realen sachlich-sozialen Bedeutungszusammenhängen steht. Zum "Reiz" wird der Glockenton lediglich dadurch, daß der Experimentator von alledem ab-

strahiert und vom Glockenton gedanklich nur das übrigläßt, was unmittelbar die Sinnesoberfläche der Vpn affiziert, d.h. "so tut", als ob es sich dabei wirklich um einen "Reiz" handle. Verallgemeinert heißt dies, daß die Rede von konditionierten und unkonditionierten Reizen bei Menschen auch hier eine Redeweise ist, mit welcher die wirkliche Welt, "in" der die Individuen handeln und Erfahrungen machen (solange die Vp sich in der Versuchsanordnung befindet), konzeptionell ausgeklammert ist: "Weltlosigkeit" des Individuums als Implikat der die Psychologie auch in ihrer "behavioristischen" Version charakterisierenden Standardanordnung, das die Einbeziehung der Welt, "in" der wir alle leben, in die psychologische Theorienbildung nicht zuläßt.

Sehr aufschlußreich scheint mir dabei die *Asymmetrie*, mit der die in die Versuchsanordnung eingeführten Exponate behandelt werden: Während der Versuchsleiter/die Versuchsleiterin mit dem Exponat (hier der Apparatur zur Erzeugung des Glockentons) als mit einem wirklichen Ding in der gemeinsamen Welt hantiert, dabei etwa die sachlichen Bedeutungsbezüge (Befestigung, Steckkontakte, elektrische Leitung etc. ) selbstverständlich berücksichtigt, verlangt er/sie von der Versuchsperson, daß sie sich so benimmt, als ob das Ding nur eine Projektion auf seine Sinnesfläche darstellt, auf die entsprechend zu reagieren sei: So verdeutlicht sich in diesem Kontext der eigentlich selbstverständliche Umstand, daß - sofern Menschen involviert sind - auch die Anordnung des "klassischen Konditionierens" nur funktioniert, wenn die Vp "mitspielt", d.h. sich verabredungsgemäß verhält. Gemäß dieser Verabredung ist dem/der Vp auch im Experiment die wirkliche Welt gegeben, während das, was der Vp angeboten ist, lediglich eine Art Bruchstück aus der Welt des Experimentators/der Experimentatorin darstellt, die für die Vp in keinerlei Weltzusammenhang steht, sondern nur als beliebiges Etwas zu Kenntnis genommen werden soll, auf das hin allein Responses im vorgegebenen sensorischen Rahmen erlaubt sind. So können wir also auch hier von der fingierten "Weltlosigkeit" des Individuums reden, nur daß dazu in diesem Zusammenhang keine spezielle, gegenüber der Realität isolierte "Welt" ("unmittelbare Erfahrung", "quasi-physikalische Fakten") erfunden, sondern die Vp per Versuchskonstellation und Instruktion daran gehindert wird, auf das, was man ihr "darbietet", als auf einen Aspekt des wirklichen Weltzusammenhangs zu antworten.

Eine etwas andere Erscheinungsform hat der experimentelle "Weltentzug" im Banne der Standardanordnung bei der anderen (berühmteren) Ausprägung des Behaviorismus, dem (Skinner'schen) Konzept des "operanten Konditionierens". Dabei wird (wie dargestellt) der "verstärkende" Reiz nicht von Vp dargeboten; es ist vielmehr der "Erfolg" der spontanen Aktivitäten der Versuchstiere oder Vpn, durch die diese Aktivitäten immer häufiger werden und so zu einem Lerneffekt führen sollen. Um sich zu verdeutlichen, was dies heißt, muß man berücksichtigen, daß Skinner nur vergleichsweise selten Experimente mit Menschen durchführt: Es ist vielmehr die "Skinnerbox" - eine Apparatur, in welcher eine Ratte, wenn sie eine Taste niederdrückt, eine Nahrungsportion erhält - mit der Skinner vorzugsweise arbeitet, wobei die Ergebnisse ohne alle Umschweife auf Menschen

übertragen werden (vgl. Holzkamp 1995, S. 441ff). Wenn wir diese Gleichsetzung mitvollziehen, so heißt dies (was von Skinner immer wieder betont wird), daß - da "Reize" irgendwelcher Art hier von VI nicht vorweg angeboten werden - die erste "erfolgreiche" Response der Ratte/des Menschen als total *zufällig* betrachtet werden muß - die zweite Response ist dann schon weniger zufällig, weil sie nunmehr dazu ausgeführt wird, um den beim ersten mal erreichten "Erfolg" wiederum zu erzielen, etc. - Wenn wir uns zu vergegenwärtigen versuchen, wo bei dieser Anordnung der wirkliche Weltzusammenhang, "in" dem wir alle leben, bleibt, so fällt sofort auf, daß er verschwunden, d.h. in "Belohnungseinheiten", die ich durch meine Responses zufällig gewinnen kann, aufgelöst ist. Auch wenn der "Reiz" nicht vorgegeben, sondern von der Vp selbst produziert worden ist, ist er dennoch auf eine unmittelbare Einwirkung auf das Sensorium des Individuums reduziert; die Möglichkeit, durch den Reiz hindurch zur wirklichen, in sich zusammenhängenden und bedeutungsvollen Welt, durchzudringen, ist auch hier - wenngleich in anderer Erscheinungsweise - durch die Standardanordnung verhindert. Dabei ist es wiederum VI, der/die den wirklichen Zusammenhang kennt, also "weiß", aufgrund welcher "Operants" die Vp von ihm/ihr selbst (oder durch eine von ihm/ihr durchschaute Anordnung) "Erfolge" bzw. "Belohnungen" erreichen kann. "Hinter" der Welt steckt also jemand, der sie manipuliert, und zu dessen Absichten und Intentionen, ich keinen Zugang habe: Ich kann sie nur "erraten" und mich (bis auf weiteres) blind darauf einstellen - dies ist bekanntlich die Situation, die Skinner in seinem utopischen Roman "Walden two" (1948) als ideale Situation gesellschaftlicher Kontrolle im Interesse der Betroffenen darstellt.

Am Ende unserer Beispielreihe hätten wir nun noch die Frage zu diskutieren, wie der Weltverlust der Psychologie aufgrund der Verhaftetheit in der Standardanordnung im Hinblick auf die Kognitive Psychologie zu exemplifizieren wäre. Zunächst hätten wir dabei festzustellen, daß die Terme "Stimulus" und "Response" als Kennzeichen des ja abgelehnten Behaviorismus hier nicht vorkommen. Vielmehr wird das Variablenschema anders terminologisiert: Man spricht statt dessen vom "Input" und vom "Output" des nach der Computermetapher konstruierten informationsverarbeitenden Systems. "Vorhersagen" o.ä. werden also nicht mehr vom "Reiz" auf den "Response", sondern vom "Input" auf den "Output" getroffen. Man könnte nun der Auffassung sein, es handele sich hier um einen bloßen terminologischen Austausch: Was bisher über das Verhältnis von "Stimulus" und "Response" gesagt worden ist, lasse sich genau so gut auf das Verhältnis zwischen "Input" und "Output" beziehen - mit den gleichen Konsequenzen hinsichtlich der "Weltlosigkeit" des psychologischen Kategoriensystems. Bei näherem Hinsehen verdeutlicht sich jedoch, daß man an dieser Stelle sogar mit den Konsequenzen noch weiter gehen muß: Der "Stimulus" steht, wie wir gesehen haben, immerhin noch insoweit mit der "Welt" in Verbindung, als er die Projektion von irgendwelchen (obzwar unzusammenhängenden und von einander isolierten) "Weltbruchstücken" o.ä. auf die Sinnesfläche ist. Der "Input" hingegen hat direkt überhaupt keine Verbindung zu irgendeiner Realität: Hinter dem "Input" steckt vielmehr eine im Informationsverarbeitungssystem selbst nicht repräsentierte Per-

son, nämlich der "Anwender" bzw. "User", der die Daten in das System eingibt, von dem es also abhängt, was dort als "Input" erscheint und weiterverarbeitet wird. Wenn man nun - gemäß dem Konzept der Kognitiven Psychologie - das informationsverarbeitende System in irgendeinem Sinne als "Modell" für das Individuum, die "Psyche" o.ä. betrachtet, so wird ersichtlich, daß die Welt, "in" der wir alle leben, durch die Kognitive Psychologie wo möglich noch weiter in den Hintergrund gedrängt und virtualisiert ist als bei den anderen, bisher besprochen Theoretisierungen der Standardanordnung: Zwischen dem Individuum/System und der Welt steht hier ja der "User", der als Akteur im kognitivistischen Modell nicht vorkommt, und von dem mithin theoretisch auch nicht auszumachen ist, nach welchen Gesichtspunkten er welche Aspekte der Welt in einen "Input" für das Informationsverarbeitungssystem transformiert. Der "Weltbezug" des metaphorischen Computers beginnt hier sozusagen erst mit dem "input", was "davor" lag und gerade zu diesem und keinem anderen "input" geführt hat, bleibt jedoch grundsätzlich außerhalb des Systems, ja, danach ist mit den sprachlichen Mitteln des Systems nicht einmal zu fragen. Dies ist - da hier die Vp nicht nur ins Reiz-Response-Schema, sondern ins noch weiter von der Wirklichkeit abgehobene Input-Output-Schema eingeschlossen ist - quasi der Gipfel der Irrealisierung der Welt für das "psychologische" Individuum. Die kognitivistischen Theorien bewegen sich hier sozusagen in einem selbst gesetzten, beliebigen Raum, worin die wirklichen Handlungen und Erfahrungen der Subjekte nicht mehr vorkommen können. (Die damit weiterhin verbundenen methodologischen Konsequenzen habe ich an anderer Stelle genauer ausgeführt, vgl. 1995, S. 134ff).

#### *Das Problem der Weltlosigkeit psychologischer Konzeptionen "an den Rändern" des Hauptstroms*

Bis hierher wurden von mir lediglich die großen Entwicklungslinien, die über Anleihen an Naturwissenschaften konzeptionell die Geschichte der Psychologie geprägt haben, unter dem Aspekt des Weltbezuges diskutiert: Elementenpsychologie, Gestaltpsychologie, Behaviorismus, Kognitivismus. Aufgrund dieser Auswahl ist aber damit zu rechnen, daß viele psychologische Arbeitsrichtungen, die darin nicht (voll) aufgehen, sich von meinem Diktum der "Weltlosigkeit" der Psychologie nicht recht getroffen fühlen: Man denke dabei etwa an die Arbeits- und Organisationspsychologie, Sozialpsychologie, Pädagogische Psychologie, Klinische Psychologie etc., aber auch an neue Konzepte im Zusammenhang mit strukturalistischen, sozialkonstruktivistischen Ansätzen, ferner handlungstheoretische Modelle, z.B. in Anlehnung an die frühere sowjetische Psychologie etc. Hier finden sich (neben selbstverständlichen Verbindungen zum "Hauptstrom") zwar ebenfalls häufig Anklänge an andere Disziplinen, aber weniger als "leihwissenschaftliche" Selbstausstaffierung denn als normale interdisziplinäre Kooperation; solche Beziehungen bestehen etwa zur Soziologie, Ethnologie, Sozialanthropologie, Pädagogik, strukturellen Linguistik, phänomenologischen Psychologie etc. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Ansätze terminologisch sehr uneinheitlich und vielbezüglich sind, so daß die im "Hauptstrom" aus der Stan-

dardanordnung herrührenden Termini wie "Reiz", "Response", "unabhängige-abhängige Variablen", "Input-Output", hier oft nicht so deutlich sichtbar sind, in unterschiedlichen sprachlichen Formen auftreten etc.

Ich gehe nun im folgenden davon aus, daß die Grundthese meiner bisherigen Überlegungen, die "Weltlosigkeit" der Psychologie sei Implikat der Standardanordnung, die wiederum die Identität des Faches prägt etc., auch mit Bezug auf die "Seitenlinien" der Psychologie gültig ist. Es wird von mir angenommen, daß die hier angesiedelten theoretischen Konzeptionen in dem Maße, wie sie nicht in interdisziplinären Zwischenbereichen verharren, sondern sich eindeutig zur Psychologie zählen, in ihrer Grundbegrifflichkeit - wenn auch terminologisch weniger ausgeprägt - letztlich ebenfalls den Beschränkungen und Prägungen der Standardanordnung unterliegen, die sie recht eigentlich zur "Psychologie" machen, so daß dieser methodische Rahmen die Psychologie im Ganzen, in ihren Hauptentwicklungslinien und ihren Seitenzweigen kennzeichnet und von anderen, auch mit dem Menschen befaßten Disziplinen abhebt. Um diese These im damit erweiterten Kontext zu begründen, muß ich allerdings im Folgenden auch die "Standardanordnung" selbst begrifflich weiter fassen; richtiger: ich darf mich nicht zu sehr auf ihre offensichtlichen terminologischen Merkmale kaprizieren, sondern muß ihre früher von mir herausgehobenen *allgemeinen System-Merkmale* - unabhängig davon, ob sie in der üblichen Stimulus-Response-Sprache bzw. Variablensprache, Input-Output-Sprache oder in anderem terminologischem Gewande auftreten, zur Grundlage der weiteren Erörterungen machen.

Ein wesentliches Merkmal dieser Art - das wir früher schon in unterschiedlichen Zusammenhängen diskutiert haben - ist die in der Standardanordnung vorausgesetzte *strukturelle Unvermitteltheit* der Beziehung zwischen Welttatbeständen und Handlungen der Individuen. Es wird hier unterstellt, daß (dies das Implikat des - wie immer verbalisierten bzw. abgewandelten - "Stimulus"- "Response"-Konzeptes) die individuellen Handlungen jeweils direkt durch bestimmte einzelne Merkmale der Außenwelt ausgelöst bzw. hervorgerufen werden. Dies heißt, daß die - etwa institutionellen, sprachlichen, organisatorischen - Bedeutungs- und Verweisungszusammenhänge verschiedener Welttatbestände untereinander, also die eigenständige, mit gesellschaftlichen bzw. kulturellen Systemmerkmalen vermittelte Struktur der Welt, die damit eine Unabhängigkeit gegenüber den Sichtweisen und Einstellungen des Einzelnen gewinnt, hier ausgeklammert wird. Anders ausgedrückt: Die Handlungen des Individuums werden nicht aus dem Strukturzusammenhang der Welt zu begreifen versucht; vielmehr werden aus dem Weltzusammenhang nur jeweils einzelne, auf das Individuum bezogene "Items" herausgelöst, die direkt auf dieses einwirken sollen: Der Umstand, daß der Mensch nicht nur faktisch, sondern auch bewußt in einer in sich strukturieren, bedeutungsvollen Welt lebt und *mit Bezug darauf* handelt, wird also von der Psychologie zugunsten der geschilderten Annahme einer Kurzschlußbeziehung zwischen direkten Einwirkungen und Handlungen ausgeklammert.

Dabei muß berücksichtigt werden, daß diese Art von durch die Standardanordnung bedingten Verkürzungen auch da zu finden ist, wo - wie etwa in der Sozial-

psychologie o.ä. - *Interaktions- und Gruppenbeziehungen* theoretisch angesprochen werden: Auch hier werden typischerweise nur die jeweils einzelnen Menschen direkt aufeinander bezogen, geben also (wie immer dies terminologisch gefaßt wird) quasi wechselseitig den Stimulus füreinander ab. Die Individuen sind hier sozusagen lediglich einander zugekehrt, während sie der wirklichen, bedeutungsvollen Welt, "in" der sie faktisch leben, den Rücken zukehren. Es ist mithin theoretisch weitgehend gleichgültig, in welchem gesellschaftlich-kulturellen Kontext sich die Interaktions- oder Gruppenbeziehungen abspielen: Alles, was man theoretisch berücksichtigen und empirisch untersuchen muß, läßt sich hier ohnehin vollständig aus den Individuen selbst und ihren direkten Beziehungen zu einander erfahren: Die wirkliche, historisch gewordene, kulturell-gesellschaftlich geprägte "Welt für uns alle" bleibt in der vorfindlichen Psychologie für Gruppen/Interaktionen genau so ausgesperrt wie für einzelne Vpn.

Wenn man nun die Beschränkungen der Standardanordnung (in der dergestalt erweiterten Form) an den verschiedenen Seitenzweigen der Psychologie aufweisen will, so muß man vor allem anderen eine wesentliche Unterscheidung treffen: Die zwischen den allgemeinen theoretischen Erörterungen, Alltagsüberlegungen, interdisziplinären Bezügen etc. im Vorfeld der eigentlichen Untersuchung und den Wandlungen und Verengungen, die solche Darlegungen erfahren, wenn man sich der Hypothesenbildung für die eigentlichen empirischen Untersuchungen annähert. Während in den allgemeinen Überlegungen die reale Welt, etwa auch in interdisziplinären Konzeptualisierungen als "Alltagswelt", "Lebenswelt" etc. (s.u.), zur Sprache gebracht werden kann, schrumpft dieser Bezug in dem Grade ein, wie es um die Vorbereitung der eigentlichen Forschung geht: Hier werden zunehmend nur noch die direkten Beziehungen zwischen Individuen oder Gruppen thematisiert; diese werden immer mehr dem Zustand der "Weltlosigkeit" angenähert, wie er für die Psychologie typisch ist, d.h. wie er vorausgesetzt werden muß, damit die Implikate der Standardanordnung in psychologische Forschungsvorhaben umgesetzt werden können. Dabei wird von den zunächst angesprochenen Weltbezügen nicht nur im Prozeß der Operationalisierung oder Variabilisierung geschwiegen, sondern auch bei der theoretischen Interpretation der Versuchsergebnisse: Je mehr es ernst und wissenschaftlich wird, umso deutlicher kann man aus den psychologischen Versprachlichungen die (wie immer terminologisch verkleideten) "Stimulus-Response"- bzw. "Variablen"-Ideologeme herauslesen, womit immer deutlicher wird, daß die etwa vorgängigen allgemeinen Erörterungen über die "Welt" keine wirkliche Relevanz für die Untersuchung und deren Interpretation haben, sondern mehr oder weniger der bloßen Ausschmückung der jeweiligen Theorie dienen.

Um dies an einem Beispiel aus der pädagogischen Psychologie, der Erforschung der Beziehung zwischen "Schule" und "Schülerinnen/Schülern" zu verdeutlichen, verweise ich zunächst auf die Vielzahl von Analysen, die der Schule als historisch gewordener, politisch relevanter Struktur der gesellschaftlich vermittelten "Zurichtung" der Schülerinnen/Schüler gewidmet sind. Ich selbst habe - in Anlehnung an Foucaults Konzept der "Disziplinaranlage" - zu diesem Thema

ausführliche Überlegungen beigeleitet, wobei "Schule" etwa mit den Grundkonzeptionen "Rang", "Zeitökonomie", "Überwachung", "Organisation von Entwicklungen", "Sanktionierung", "normalisierende Differenzierung", "'Gerechtigkeit' individualisierender Leistungsbewertung", "Mystifizierung von Noten als numerischen Daten" etc. gekennzeichnet wurde (1995, S. 339ff). Wenn es nun in diesem Kontext um die empirische Untersuchung des Verhältnisses der SchülerInnen zur Schule geht, so können solche Charakterisierungen im Vorfeld der eigentlichen empirischen Analyse der Konkretisierung von Schule als "Weltausschnitt" für die SchülerInnen, "in" der sie leben und "zurechtkommen" müssen, dienen, um so den Themenbereich, in dem es in der späteren Studie gehen soll, abzugrenzen und herauszuheben. "Schule" ist so gesehen ein Stück spezifischer gemeinsamer Lebenserfahrung, die in alltäglicher Rede kommuniziert wird, aber auch in vielen literarischen Zeugnissen festgehalten ist, und der "wir" uns alle mehr oder weniger wiedererkennen:

"Nicht nur, daß ... die Lebens- und Leidenserfahrungen unserer Schulzeit mit ihren Verletzungen, Erniedrigungen, Gebrochenheiten, Halbheiten, Komplizenschaften, Blamagen, kleinen Triumphen und permanenten Entdeckungsängsten, mit Lügen, Täuschungen, Gemeinheiten im Medium von Unordnung und Überdruß, aber auch mit unversehens aufscheinender Solidarität, plötzlichen Erkenntnissen und überraschender humaner Qualität von Begegnungen uns allen unvergeßlich sind: Auch in Gesprächen unter früheren Mitschülern, im privaten Umgang, auf Klassentreffen o.ä. sind sie immer wieder Gegenstand involvierten Austauschs und stiften manchmal merkwürdige regressive Gemeinsamkeiten diesseits inzwischen durchgemachter Entwicklungen und erreichter Positionen" (Holzkamp 1995, S. 425).

Wenn man sich nun von solchen Vorüberlegungen aus in Richtung auf die eigentliche Untersuchung hin bewegt, so sollte klar sein, daß die damit umrissenen Schulerfahrungen im Prinzip (unabhängig von dieser oder jener Einzelheit der Schilderung) nicht wieder verloren gehen dürfen. Richtiger: Das Thema der Forschung ist die Befindlichkeit o.ä. der SchülerInnen "in" dem Weltausschnitt, dessen Struktur und Verweisungszusammenhänge als Charakteristika der gesellschaftlich bedeutungsvollen Institution "Schule" charakterisiert worden sind: Es geht hier also - einerlei, welchen spezifischen Fragestellungen man immer nachgehen will - um das Verhältnis der SchülerInnen zur Schule als ganzer (soweit sie von ihrer Perspektive aus davon Kenntnis haben); wenn die "Schule" als historisch gewordener, in gesellschaftliche Machtverhältnisse einbezogener, zur "Erziehung"/Zurichtung der SchülerInnen organisierter (oder wie immer anders gekennzeichneter) Weltausschnitt, "in" dem die SchülerInnen handeln und Erfahrungen machen, aus der geplanten empirischen Untersuchung herausfällt, dann hat die projektierte Studie in Wahrheit niemals stattgefunden.

Gerade zur Bewahrung der Institution Schule als Weltausschnitt für die Schüler ist nun aber - wie aus unseren früheren Überlegungen hervorgeht - die im Banne der Standardanordnung forschende Pädagogische Psychologie (o.ä.) systematisch unfähig. Hier *muß* vielmehr - sobald es darum geht, die SchülerInnen als Vpn in die Untersuchung einzubeziehen - der institutionelle Strukturzusammenhang "Schule" in einzelne Dimensionen oder Determinanten zerlegt werden, weil nur diese als (wie immer benannte) "Stimuli", die das Verhalten der Vpn

direkt beeinflussen, gefaßt werden können. An die Stelle der Institution Schule in ihren realen organisatorisch-gesellschaftlichen Verflochtenheiten tritt also ein Bündel von unabhängigen Variablen, deren institutionell-gesellschaftlicher Zusammenhang eliminiert ist und die statt dessen mit bestimmten Einzelmerkmalen des Verhaltens, der Einstellungen, der Leistungen o.ä. der jeweils einzelnen SchülerInnen als "abhängigen Variablen" verknüpft sind. Die Resultate der - korrelationsstatistischen oder varianzanalytischen - Zusammenhangsprüfungen können dann zwar - mit "multivariaten" Verfahren - nachträglich wieder in Zusammenhang gebracht werden, diese Zusammenhangsannahmen haben aber mit dem institutionellen Realzusammenhang nichts zu tun, sind lediglich vom Experimentator ausgedacht und bewegen sich ausschließlich in der Sphäre des Variablen-Denkens.

Eine - wie mir scheint - eindrucksvolle Veranschaulichung dieser durch die Rückbezogenheit auf die Standardanordnung bedingten Verkürzungen bietet die Untersuchung von Dreesmann (1982), die ich an anderer Stelle unter diesem Aspekt genauer analysiert habe (vgl. Holzkamp 1995, S. 427 und 1994).- Dreesmann hat - unter Verarbeitung vieler anderer einschlägiger Untersuchungen - eine umfangreiche Studie zum "Unterrichtsklima" durchgeführt. Dabei erwähnt er in seinen vorbereitenden Überlegungen durchaus auch institutionelle Eigentümlichkeiten der Schulklasse, sogar architektonische Charakteristika des Schulgebäudes etc., die aber bei der eigentlichen Planung der Untersuchung der "Variabilisierung" zum Opfer fallen, d.h. entweder ganz wegbleiben oder aus dem strukturellen Gesamtzusammenhang von Schule herausgelöst und als isolierte Dimensionen weiterverarbeitet werden. Dabei ist zum einen aufschlußreich, daß in den eingeführten theoretischen Konstrukten die Spezifik des Lebens "in" der Schulinstitution weitgehend verlorengelht, da die Konzepte so allgemein sind, daß sie genau so gut auf andere Gruppenbildungen in gänzlich anderen institutionellen Zusammenhängen bezogen werden können (1994, S. 86f). Zum anderen scheint mir typisch, daß die geschilderten Lebens- und Leidenserfahrungen in der Schule, die ihre Gemeinsamkeit durch die Unterworfenheit der SchülerInnen unter die gleichen institutionellen Zwänge erhalten, nach ihrer Zerlegung in "abhängige Variable" nur noch als individuelle Angelegenheit jedes Einzelnen vorkommen, womit der Weltzusammenhang eliminiert ist und nach den institutionellen Bedingungen subjektiver Erfahrungen nicht einmal mehr zu fragen ist.- Allgemein ist hier festzustellen, daß Untersuchungen wie die von Dreesmann zwar faktisch in der Schule durchgeführt werden, wobei die Schule als historisch bestimmter gesellschaftlich-kultureller Strukturzusammenhang hier aber *thematisch* praktisch nicht vorkommt - und unserer Auffassung nach in empirischen Analysen unter den Vorzeichen der Standardanordnung auch nicht vorkommen kann.

### *Psychologismus und Strukturblindheit*

Nachdem wir den Mangel an konstitutiver Grundbegrifflichkeit sowie die wissenschaftssprachliche Beliebigkeit einerseits und die Reduktion der in sich strukturierten "Welt" auf ihre unmittelbaren Ein/Auswirkungen auf das Individuum an-

dererseits als doppeltes Implikat der historisch überkommenen psychologischen Standardanordnung von verschiedenen Seiten beleuchtet haben, nähern wir uns unausweichlich der Frage nach einem Ausweg: Kann die Psychologie, ohne ihren einzelwissenschaftlichen Charakter zu verlieren, auf eine kategoriale Grundlage gestellt werden, die ihr die Entwicklung von spezifisch *psychologischen* Theorien mit einem daraus sich ergebenden spezifisch psychologischen Weltbezug ermöglichen?

Diese Frage ist, wie mir scheint, auf der Basis unserer bisherigen Überlegungen kaum befriedigend, ohne Brüche und abrupte Neueinsätze, zu beantworten. Dazu brauchen wir zuvörderst eine klarere Vorstellung über das Verhältnis der Psychologie zu ihren Nachbardisziplinen: Worin können hier die Gemeinsamkeiten liegen, und wie - wenn überhaupt - ist demgegenüber die Besonderheit einer Psychologie zu fassen, die nicht von Leihwissenschaften lebt, sondern ihren eigenen, unverwechselbaren Beitrag als Psychologie zu leisten vermag? Um uns diesem Problem anzunähern, betrachten wir zunächst die bestehende Psychologie und fragen uns, wie das Verhältnis zu anderen Disziplinen aus ihrer Sicht zu charakterisieren ist: Vielleicht können wir in Negation der dabei auftretenden Verkürzungen und Verkehungen den Ansatz für die Konzipierung einer "welthaltigen" Psychologie finden, die aus der Art ihres Weltbezugs ihre Spezifik als Psychologie gewinnt.

Der Ansatz für die damit projektierten Analysen ist m.E. leicht zu finden, wenn man zwar zunächst den "leihwissenschaftlichen" Charakter der Hauptstrom-Psychologie in Rechnung stellt, von da aus die Fragestellung aber quasi umdreht: Es zeigt sich dann nämlich, daß - in Konsequenz der wissenschaftssprachlichen Belieblichkeit der Psychologie - diese nicht nur Anleihen bei anderen Disziplinen macht, sondern häufig und in wichtigen systematischen Zusammenhängen sich auch selbst als für andere Disziplinen zuständig erachtet, dabei den Anspruch erhebt, daß die anderen Wissenschaften vom Menschen (Soziologie, Philosophie etc.) "eigentlich" und genau besehen *auch eine Art von Psychologie* sind, mindestens aber einen wesentlichen psychologischen Aspekt haben: Diese Universalisierung des Geltungsanspruchs der Psychologie auf andere Disziplinen ist das, was manchenorts "*Psychologismus*" genannt wird, und was wir weiterhin unter dieser Bezeichnung verhandeln wollen. Dabei ist uns bewußt, daß es entsprechende Prägungen auch hinsichtlich anderer Wissenschaften gibt, insbesondere "Biologismus", aber auch "Soziologismus" oder "Anthropologismus" ("Physikalismus" hat eine andere Wurzel und gehört nicht hierher). In solchen Konzepten wird auf irgendeine Weise die Grenzüberschreitung einer Disziplin in andere Disziplinen hinein kritisch hervorgehoben - die dabei auftretenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede sollen hier aber nicht im einzelnen diskutiert werden.

Die Grundlage für die psychologistische Landnahme ist folgende, scheinbar plausible Überzeugung: Wenn die Psychologie die Wissenschaft vom Erleben, Bewußtsein, Verhalten etc. ist, so gehört recht besehen alles irgendwie zur Psychologie, in dem vom Erleben, Bewußtsein, Verhalten etc. der Menschen die Rede ist. Besonders eindrucksvoll hat dies Sigmund Freud auf den Begriff gebracht:

"...auch die Soziologie, die vom Verhalten der Menschen in der Gesellschaft handelt, kann nichts anderes sein als angewandte Psychologie. Streng genommen gibt es ja nur zwei Wissenschaften, Psychologie, reine und angewandte, und Naturkunde" (FGW XV, S. 194). Die entsprechende Position von Wundt ist dabei von dem Freudschen Diktum gar nicht so weit entfernt: Die Psychologie hat "nicht bloß diejenigen subjektiven Zustände und Vorgänge, die die Naturwissenschaft überhaupt unberücksichtigt läßt, sondern auch jene, die sie als Zeichen objektiver Vorgänge betrachtet, in ihren unmittelbaren Eigenschaften, sowie in den Verbindungen, in die sie miteinander treten, zu ihrem Inhalt. Darin liegt aber zugleich ausgesprochen, daß die *gesamte unmittelbare Erfahrung* den Gegenstand der Psychologie bildet" (1913, S. 5). Platz für andere Disziplinen als für Psychologie und Naturwissenschaft gibt es also, wie es scheint, weder bei Freud noch bei Wundt.

Der Umstand, daß sich die Psychologie, wenn sie ihre Zuständigkeit auf die Problembereiche anderer Fächer ausdehnen will, dies nicht anders denn auf psychologistische Weise tun kann, ergibt sich allgemein gesehen schon daraus, daß sie damit automatisch die psychologische Standardanordnung und die darin implizierten Methodenvorstellungen auch auf diese anwendet, also zwangsläufig den Gegenstand des anderen Faches als selbständigen, in sich strukturierten Realitätsausschnitt zugunsten seiner Reduzierung auf die geschilderte projektive Reizwelt negieren muß. Das wird überall da deutlich, wo eine Zuständigkeitsausweitung überhaupt vollzogen wird.

Ich will dies nicht im einzelnen durchspielen, sondern mich nur auf zwei unserer früheren Beispiele kurz beziehen: Skinner beschränkt sich, wie dargelegt, nicht auf "innerpsychologische" Diskussionen, sondern sieht seine Konzeption genau genommen als eine Universaltheorie des menschlichen Verhaltens an. Damit sind also vielfältige Grenzüberschreitungen programmiert, die bei ihm zwangsläufig psychologistisch gedeutet werden müssen: So können bei ihm weder die Sprache (in "verbal behavior") noch gesellschaftliche Strukturen (in "Walden two") anders denn als "Reizkonstellationen" verstanden werden. In seinen entsprechenden Analysen redet er von der Sprache wie von der Gesellschaft in Termini des psychologischen Stimulus-Response-Denkens; die selbständigen methodischen Vorgehensweisen und theoretischen Konzeptionen der jeweilig zuständigen Disziplinen (Linguistik bzw. Gesellschaftstheorie) werden per Universalisierung der Standardanordnung psychologistisch ignoriert. - Psychologistische Denkbewegungen finden sich z.B. aber auch in der *Kognitiven Psychologie*, und zwar dadurch, daß sie ihre "psychologischen" Erklärungsmuster in verschiedenen Problemzusammenhängen zur Erklärung informatischer Prozesse anbietet, diese also "psychologisiert". In dem repräsentativen Lehrbuch von Bower & Hilgard (1984) findet sich dazu folgende bezeichnende Stelle: "Man sagt von programmierten Maschinen, daß sie Stimuli entdecken, identifizieren, vergleichen und klassifizieren; daß sie Informationen speichern und wieder abrufen; daß sie lernen und Fragen beantworten; daß sie denken, Probleme lösen und über die Verwendung von Strategien entscheiden usw. Weil wir die 'Mechanik' dessen

sehen können, wie diese Prozesse im Computerprogramm ausgeführt werden, glauben wir, daß wir jetzt verstehen, wie richtige Organismen diese Dinge tun, die wir mit den angegebenen Namen bezeichnen" (S. 215).

Genauer untersucht wurden solche "psychologistischen" Denkbewegungen von Lenz & Meretz (1993, 1995) mit Bezug auf den früher erwähnten Konnektionismus (als Spezifikation der KI). Dabei liegt hier insofern ein Sonderfall vor, als die Psychologismen von der Informatik sogar teilweise in ihre eigene Wissenschaftssprache übernommen wurden. Lenz & Meretz legen zunächst ausführlich dar, an welchen Stellen und auf welche Weise im Konnektionismus informatische Termini "psychologisiert" werden, indem man dem System Eigenschaften und Verhaltensweisen zuschreibt, die legitimerweise nur Menschen bzw. Organismen zugesprochen werden können - wobei der angeblichen "Lernfähigkeit" des konnektionistischen Systems eine zentrale Bedeutung zukommt. Um sodann die wissenschaftliche Funktion solcher Psychologismen zu klären, erarbeiten Lenz und Meretz zunächst eine exakte informatische bzw. mathematische Version des Modells der Neuronalen Netzwerke, ohne Anklänge an psychologische (und biologische) Vorstellungen. Auf deren Grundlage werden dann von ihnen die benannten Psychologisierungen analysiert. Dabei stellt sich heraus, daß damit nur scheinbar Verständigungserleichterungen verbunden sind, daß aber sachlich gesehen auf diese Weise nur zusätzliche Unklarheiten produziert werden, indem der wirkliche Geltungsbereich des konnektionistischen Modells schwimmt und Ansprüche an seine Aussagekraft und Verallgemeinerbarkeit erhoben werden, die aus dem Modell selbst keinesfalls gerechtfertigt werden können, etc.

Es liegt in der Natur der psychologistischen Universalisierungen, daß von den dadurch betroffenen Wissenschaften (mindestens teilweise) Widerstand dagegen geleistet wird, und daß dadurch generell - indem der Psychologie Ignoranz gegenüber den genuinen methodischen und theoretischen Eigenarten des okkupierten Faches vorgeworfen wird - das Ansehen der Psychologie im Wissenschaftsverbund leidet, man sie gelegentlich nicht ganz ernst nimmt und ihr die Seriosität einer wirklichen Wissenschaft abspricht, etc. Statt vieler Einzelaussprüche zitiere ich hier lediglich eine ärgerliche Äußerung des bedeutenden Anthropologen Clifford Geertz, eines der Direktoren des Institute of Advanced Study in Princeton, der von der "Psychologie" als einer "liederlichen Außenseiter-Disziplin" spricht (1987, S. 73). Ansonsten beziehe ich mich nur auf die m.E. immer noch schärfste Kritik des "Psychologismus" in den "Logischen Untersuchungen" von Edmund Husserl (1913). Ich kann die dort vorgelegten vielgestaltigen Analysen hier nicht referieren, möchte aber einen Gedankengang herausgreifen, der für unsere weiteren Überlegungen besonders wichtig ist.

Husserl hebt in seinem Text an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Zusammenhängen die scheinbare "Selbstverständlichkeit" der Vereinnahmung der Logik durch die Psychologie hervor. So etwa in folgendem Passus: "Wovon ist" in der Psychologie "die Rede; Allerwege doch von Vorstellungen und Urteilen, von Schlüssen und Beweisen, von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, von Notwendigkeit und Möglichkeit, von Grund und Folge, so wie anderen mit diesen

nahe zusammenhängenden Begriffen. Aber ist unter diesen Titeln an anderes zu denken als an psychische Phänomene und Gebilde?" (S. 167) Unter den vielen Gegenargumenten, in denen die Flachheiten eines solchen Psychologismus aufgewiesen werden, scheint mir nun ein Argument zentral: *Das individuelle Denken eines logischen Gesetzes oder einer logischen Struktur ist nach Husserl nicht identisch mit diesem Gesetz, dieser Struktur selbst.* Eine logische Figur wie der Satz vom Widerspruch wäre in seiner Gültigkeit nie begreifbar, wenn man ihn lediglich als Ergebnis von empirischen Denkprozessen einzelner Individuen betrachtet, also quasi "von unten nach oben" ableiten würde: Auf empirischem Wege sind nur Wahrscheinlichkeiten, ist aber strenge Geltung niemals nachzuweisen. Vielmehr muß diese Figur zunächst auf anderem Wege (hier als analytischer Satz) konstruiert sein, ehe man seine (falsche oder richtige, vollständige oder unvollständige) Reproduktion im individuellen Denken empirisch-psychologisch untersuchen kann.- Man kann diese Argumentation noch von einer anderen Seite erhärten, indem man den prinzipiell unterschiedlichen *Entstehungszusammenhang* von logischen Strukturen und individuellen logischen Operationen hervorhebt: "Logik" ist ein im historischen Prozeß mit den immer komplizierteren Reproduktionsanforderungen entstandenes Gebilde, in welchem zunächst praktische Denknöwendigkeiten immer mehr verdichtet und formalisiert wurden und sich schließlich als "reines" Denksystem von seinen Anwendungsmöglichkeiten ablösen: Eckart Leiser (1978) hat dies in seinem Buch über den "Widerspiegelungscharakter von Logik und Mathematik" ausführlich herausgearbeitet. Individuelle Denkopoperationen sind dagegen nicht gesellschaftlich-historisch, sondern individualgeschichtlich entstanden, wobei etwa die von Piaget aufgewiesene stufenweise Realisierung des individuell-logischen Denkens (etwa über die Stadien des sensumotorischen, voroperatorischen, konkret-operatorischen und formal-operatorischen Denkens) die gesellschaftlich gewordenen logischen Strukturen, als Maßstab und Zielvorgabe des individuellen Denkens, *immer schon voraussetzen.*

Wenn man das, was hier über logische Strukturen gesagt worden ist, verallgemeinert und auf gesellschaftlich gewordene Strukturen bezieht, so ist im Prinzip der entscheidende Grund für die Weltlosigkeit der "psychologistischen" Psychologie (im Banne der Standardanordnung) gefunden: Die traditionelle Psychologie verleugnet (in ihrem Hauptstrom) den Unterschied zwischen individuellen Denkbewegungen und der gesellschaftlich-historischen Entstehung, damit selbständigen Existenzform von Strukturen, deswegen kann sie auch die "Welt" als gesellschaftlich-historisch gewordene, selbständige "Struktur" nicht als solche erkennen. Diese spezifische Strukturblindheit wird besonders deutlich, wenn die Psychologie, etwa Psychoanalyse oder auch Sozialpsychologie, das Verhältnis von individuellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten zu konzeptualisieren versucht: Sie kann wegen ihrer geschilderten grundbegrifflichen Beschränkungen kaum anders, als dieses Verhältnis (in der schon benannten Weise) *"von unten nach oben"* zu konstruieren. Besonders deutlich zeigt sich dies in der Psychoanalyse, die keine Probleme damit hat, ihre aus der therapeutischen Dyade gewonnenen Konzepte auch auf gesellschaftliche Bewegungen anzuwenden; besonders

eindrucksvoll tritt das - wie von mir ausführlich dargelegt (vgl. Holzkamp 1995b) - z.B. in der Art und Weise zutage, wie etwa "Rassismus" unter weitgehender Leugnung seiner politisch-gesellschaftlichen Dimension als Resultat unverarbeiteter frühkindlicher Konflikte analysiert wird. Aber auch in der Sozialpsychologie werden gesellschaftliche Strukturen - wenn man überhaupt davon spricht - meist lediglich als Vergrößerungen aktueller Gruppenprozesse beschrieben. Besonders konsequent wurde dieser Weg u.v.a. von Cartwright und Harary (1956) gegangen, indem sie das Heidersche Modell der strukturellen Balance, das ursprünglich nur Gleichgewichts- und Ungleichgewichtszustände in individuellen Zweierkonstellationen abbilden sollte, durch Formalisierung und Axiomatisierung auf Gruppen beliebiger Größe (einschließlich gesellschaftlicher Strukturen) anwendbar machen wollten. Wo das Verhältnis zwischen Soziologie und Psychologie genauer betrachtet wird, vernimmt man auch in der modernen Diskussion nicht selten die (von mir schon bei Freud zitierte) Auffassung, daß die Soziologie lediglich eine komplexe Art von Sozialpsychologie sei, so etwa bei Homans (1961), besonders dezidiert aber bei Humell & Opp, die ihr Buch ausdrücklich unter den programmatischen Titel stellen: "Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie" (1971); etc.- Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Überlegungen auf zwei Seiten an Grenzen stoßen: Einmal treten in der traditionellen Psychologie die benannten Probleme in dem sehr häufigen Fall natürlich nicht auf, wo in psychologischen Theorien von "Strukturen" jenseits der experimentell eingeführten "Reizkonstellationen" überhaupt nicht die Rede ist: Dies wohl häufig eine Mischung von Ignoranz und bewußter Abwehr der "Spekulationen" anderer Fächer. Zum anderen finden meine Darlegungen ihre Grenzen in manchen psychologischen Teildisziplinen an den Rändern des Hauptstroms, die das Verhältnis von individuellen Prozessen und gesellschaftlichen Strukturen ausdrücklich zum Thema ihrer Überlegungen machen - so in der Arbeits- und Organisationspsychologie, aber auch den verschiedenen Ausprägungen "kritischer" Ansätze, die die Psychologie für gesellschaftliche Widersprüche öffnen wollen. Allerdings ist die theoretische Durchdringung des Problems, soweit ich sehe, auch hier nirgends so weit gediehen, daß meine folgenden Überlegungen damit in wesentlichen Aspekten überflüssig wären (ich komme teilweise noch darauf zurück).

## Weltbezug der Psychologie; Vermittlungsebenen zwischen Sozialstruktur und alltäglicher Lebensführung

### *Vorbemerkung*

Aus unseren letzten Überlegungen über die Strukturblindheit der Psychologie scheint die Leitlinie der von uns projektierten Entwicklung einer adäquateren psychologischen Grundbegrifflichkeit schon vorgezeichnet: In dieser Begrifflichkeit dürfte nicht mehr die "Reizkonstellation" o.ä. wie eine Mauer zwischen dem Subjekt und der in sich strukturierten wirklichen Welt stehen, sondern es müßte verständlich werden, wie der Mensch in seine Erfahrungen und Handlungen historisch gewordene, nicht erst in Termini der Einwirkung auf das Individuum zu transformierende, Weltstrukturen einbeziehen kann. Von da aus scheint es relativ evident zu sein, wie der nächste Schritt bei der Realisierung dieses Arbeitsplans vom allgemeinen zum besonderen beschaffen sein müßte: Wir hätten uns zunächst mit dem Begriff der "Struktur" zu beschäftigen und von da aus nach Wegen zu suchen, diesen Begriff auf angemessene Weise in die psychologische Begrifflichkeit zu integrieren, um dann im weiteren die daraus für die theoretisch-methodische Spezifizierung der Psychologie sich ergebenden Konsequenzen herauszuarbeiten.- Ich habe zunächst versucht, diese Systematik einzuhalten, bin dann aber sehr schnell davon abgekommen - dies im wesentlichen aus zwei Gründen.

Zum einen fände ich mich - wenn ich mit der Diskussion des Struktur-Konzeptes sofort und quasi ungeschützt beginnen würde - unversehens in der umfangreichen und unübersichtlichen Diskussion über dieses Thema wieder, wie sie gegenwärtig in den Sozialwissenschaften geführt wird. Ich hätte ökonomische von sozialen und kulturellen Strukturen zu unterscheiden, die Beiträge der Philosophie, Soziologie, Sozialanthropologie, Ethnologie zu diesem Problem in Rechnung zu stellen, zu aktuellen Auseinandersetzungen etwa über Strukturalismus und Poststrukturalismus, über "Lebenswelt" und "System", Position zu beziehen, etc. Dabei stünde ich vor der Schwierigkeit, daß von "Psychologie" in all diesen Debatten praktisch nicht die Rede ist (höchstens gelegentlich von Psychoanalyse) und hätte also selbst diejenigen Gesichtspunkte aus der Strukturdebatte herauszuarbeiten, die mir bei meiner Begriffsbildungsarbeit weiterhelfen könnten. Aber wie? - und möglichst, ohne dabei vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten und mein eigentliches Thema aus dem Auge zu verlieren?

Zum anderen geriete ich bei einem Direkteinstieg in das Strukturproblem in Gefahr, die Widersprüche und Brüche der überkommenen Psychologie, wie ich sie bisher ausführlich diskutiert habe, zu vernachlässigen - und dies, obwohl mein Diktum der "Strukturblindheit" ja doch nur das letzte Resultat dieser Diskussion ist. Insbesondere könnten die dargestellte Standardanordnung und die darin implizierten Methodenvorstellungen, die von mir ja als systematische und historische Wurzel der Weltlosigkeit und Strukturblindheit der Psychologie verdeutlicht wurden, bei dem Versuch einer systematischen Ableitung vom Strukturbegriff her herausfallen. Es könnte mir dabei leicht passieren, daß ich eine von mir selbst

ausgedachte neue Psychologie neben die vorfindliche stelle und nicht - wie es allein vertretbar ist - die Notwendigkeit begrifflicher Neuentwicklungen als unausweichliche Konsequenz von anders nicht überwindbaren Schwierigkeiten der Psychologie selbst, also quasi "von innen her" herausarbeite: Nur, wenn die historische Kontinuität des Faches soweit wie möglich gewahrt ist, kann man damit rechnen, daß kritische Analysen auch tatsächlich auf gerade dieses Fach bezogen werden - also anerkannt wird, daß dabei gleichwohl, und auf zwingende Weise, von "Psychologie" die Rede ist.

Bei dem Versuch, einen anderen und sinnvolleren Anfang für meine weiteren Überlegungen zu finden, bin ich schließlich auf die - vielleicht zunächst befremdliche - Lösung gekommen, die *psychologische Standardanordnung selbst* als Ausgangspunkt und systematische Grundlage für meine weiteren Überlegungen zu nehmen. Dies schien mir zunächst schon deswegen vernünftig zu sein, weil all die von mir aufgewiesenen Widersprüche und Grenzen der Psychologie - keine eigene psychologische Wissenschaftssprache, Anleihen bei Naturwissenschaften, Ausklammerung des Weltbezuges, Strukturblindheit etc. - ja auf grundlegende historische Beschränktheiten der überkommenen Standardanordnung zurückgeführt werden konnten. Weiterhin habe ich bereits an vielen Stellen im Text deutlich zu machen versucht, auf welche Weise diese Standardanordnung in den verschiedenen Ausprägungen der Psychologie - Elementenpsychologie, Gestalttheorie, Behaviorismus, Kognitive Psychologie, aber auch weniger grundsätzlich ausgeformten Theoremen in den verschiedenen psychologischen Seitenlinien - einer sinnvollen und weiterführenden Theorienbildung im Weg steht: Hinweise, die hier nur aufzugreifen wären, um von da aus einen "Anfang" für die weiteren Analysen zu finden. Ich nehme dabei - wie schon eingangs dargelegt - die *experimentelle* Standardanordnung als Muster, einmal deswegen, weil sie historisch die Basis für die Entstehung der modernen Psychologie ist, und zum anderen, weil - wie gesagt - nichtexperimentelle Forschung, also Feldforschung verschiedener Art, sofern sie sich selbst dezidiert zur *Psychologie* als Träger des einschlägigen Lehrbetriebs und Wissenschaftsapparats rechnet, *im Prinzip* genau so wie die experimentelle Standardanordnung strukturiert ist (ich komme darauf zurück).

Einer der wesentlichen Hinweise in meinen früheren Überlegungen, an die ich im folgenden anknüpfen will, ist die des öfteren geäußerte Auffassung, daß die in der Psychologie konzeptualisierte Standardanordnung "in Wirklichkeit" etwas anderes "ist", als sie offiziell hingestellt wird: Während die Standardanordnung der offiziellen Lesart gemäß aus einer von V1 der Vp "dargebotenen" Reizkonstellation besteht, auf die die Vp mit bestimmten Responses reagiert, bzw. eine Operationalisierung bestimmter Hypothesen als unabhängige und abhängige Variablen etc. (was in "modernerer" Sprache das gleiche bedeutet), ist die Standardanordnung *tatsächlich* ein Ausschnitt der realen, in sich strukturierten Welt, "in" der wir leben, eine sachlich-soziale Realitätsanordnung mit innerer Gliederung und äußerer institutioneller Einbettung als Treffpunkt zweier Personen, die hier sozialen Kontakt miteinander aufnehmen. Daran verdeutlicht sich der schon hervorgehobene Umstand, daß die Standardanordnung in "psychologischer" Sprache *total*

*unterbestimmt* ist. Man muß, wenn man sie adäquat begrifflich erfassen will, tatsächlich zu gänzlich anderen Konzeptionen kommen als die bisherige Psychologie, (wobei sich sogar noch herausstellen wird, daß die üblichen Systembestimmungen der Standardanordnung in diesem Kontext ungeeignet sind).

Indem ich im folgenden an diese Überlegungen anknüpfe, besinne ich mich auf den - aus unseren früheren Ausführungen ablesbaren - Umstand, daß die psychologische Standardanordnung eine Art von "*Keimzelle*" ist, aus der die bisherige Psychologie in ihren verschiedenen Erscheinungsformen ihre fachliche Identität bezieht. Von da aus erscheint es mir sinnvoll, die Standardanordnung nicht einfach als fehlerhaft beiseite zu schieben, sondern in ihrer identitätsstiftenden Funktion zu bewahren, indem ich sie als das, was sie wirklich ist, einen Ausschnitt der realen Welt, in der wir alle leben, expliziere. Von da aus will ich herausfinden, ob mit einer auf dieser Voraussetzung basierenden begrifflichen Fassung die durch ihre gängige Version bedingten Verkürzungen und Verkehrungen bei der psychologischen Theorienbildung überwindbar sind, und weiterhin, ob die so gefundene neue Konzeptualisierung gleichwohl weiterhin als "*Keimzelle*" taugt - diesmal als Grundansatz, um von da aus zu einer Psychologie ohne Weltverlust und Strukturblindheit zu gelangen. Anders: Es sollen damit die begrifflichen Grundlagen bereitgestellt werden, um auf dieser Basis eine psychologische Theorienbildung zu ermöglichen, die nicht bei den Naturwissenschaften "*borgen*" muß sondern aus eigenem eine Vielfalt von Konzeptionen hervorbringen kann, die gleichwohl *psychologische* Konzeptionen sind und damit dem Fach eine unverwechselbare und ohne Vortäuschungen durchzusetzende Erkenntnisfunktion im Wissenschaftsverbund sichern können.

Obwohl ich, wie gesagt, in meinen weiteren Überlegungen die Kontinuität der Psychologie durch Orientierung an der benannten "*Keimzelle*" hervorheben will, habe ich mich nicht dazu entschließen können, die traditionelle Form und die weiterführenden Explikationen beide mit dem Konzept "*Standardanordnung*" zu bezeichnen; und zwar deswegen nicht, weil wir bei unseren späteren Neufassungen zu Konzeptionen kommen werden, auf die der Begriff "*Standardanordnung*" kaum noch paßt. Statt dessen verwende ich in unseren neuen Diskussionszusammenhängen den Begriff "*Forschungsdjade*".

Dieses Konzept wird (was manchen erstaunen mag) von mir auch da benutzt, wo (z.B. in der Sozialpsychologie) *mehrere* Vpn (etwa Gruppen) an dem gleichen Versuch beteiligt sind. Man muß nämlich davon ausgehen, daß ein Individuum *streng gleichzeitig* nur jeweils mit *einem anderen* Individuum Kontakt aufnehmen kann. Auch innerhalb von Gruppenbeziehungen wechseln die Zuwendungen und Kontakte im gleichen sozialen Feld miteinander ab. Der Begriff "*Forschungsdjade*", der dies betont, ist deswegen (wie sich zeigen wird) präziser und auch theoretisch ergiebiger als ein Konzept, das in verschwommener Weise Gruppenbeziehungen o.ä. von vorn herein mit einbezieht. (Es macht keine Mühe, Fälle, in denen dyadische Forschungsbeziehungen alternieren, also Dreierbeziehungen oder Gruppen involviert sind, von da aus begrifflich zu spezifizieren).

### *"Scenen alltäglicher Lebensführung" als Gegenstand psychologischer Forschung*

Als Voraussetzung für unsere weiteren Überlegungen haben wir davon auszugehen, daß - wie immer die Standardanordnung/Forschungsdjade von uns elaboriert

und expliziert werden wird - der Umstand, daß diese durch eine *Funktionsteilung zwischen zwei Personen konstituiert* ist, nicht beiseitegelassen werden darf: Einmal brauchen wir einen Forscher bzw. eine Forscherin (weiterhin kurz VI), die die Standardanordnung/Forschungsdyade in einer Weise "stiftet", daß dadurch ein zu Erkenntniszwecken konstituiertes Unternehmen wird, zum anderen brauchen wir eine Vp, die verabredungsgemäß den Vorstellungen und Vorschlägen von VI folgt (was nicht bedeutet, daß sie nicht auch eigene Beiträge liefern kann, s.u.) und so als unerläßliches "Gegenglied" die Forschungsdyade möglich macht. - Woran wir hingegen im weiteren keineswegs gebunden sind, sondern was wir im Gegenteil radikal überwinden wollen, sind die durch die Systembedingungen der (alten) Standardanordnung der Vp durch VI auferlegten Beschränkungen und Fixierungen, durch welche der volle Weltbezug der Vp vorübergehend neutralisiert wird, und nur Äußerungen, soweit sie sich unmittelbar als "Responses" auf die "dargebotene" Reizkonstellation beziehen lassen, zugelassen sind. Dies schließt auch ein, daß wir die mit der Standardanordnung verbundenen *sprachlichen Rahmenbestimmungen* von VI keineswegs übernehmen dürfen, sondern uns klar zu machen haben, daß diese "Experimentalsprache" o.ä. - wie gezeigt - als der wesentliche Grund für die "Leihwissenschaftlichkeit", Weltlosigkeit und Strukturblindheit der bisherigen Psychologie zu betrachten ist.

Nehmen wir an, daß VI zur Vp etwa folgendes äußert: Setzen Sie sich bitte auf diesen Stuhl, mit dem Kopf auf dem vor Ihnen angebrachten Halter, legen ihre linke und rechte Hand locker auf die beiden Tasten auf dem Tisch und fixieren den hellen Punkt gerade vor Ihnen. Ich gebe Ihnen dann ein akustisches Vorsignal und biete ihnen jeweils eine Sekunde später einen Reiz dar, der jedesmal aus zwei verschieden langen Linien mit unterschiedlicher Längendifferenz besteht. Sie drücken dann bitte sofort die linke Taste, wenn sie die linke Linie für länger halten, und die rechte Taste, wenn sie die rechte Linie für länger halten.- Aufgrund unserer bisherigen Überlegungen werden wir diese "Instruktion" keineswegs für bare Münze nehmen, sondern als ein (aus einiger Distanz betrachtet) befremdliches, mystifizierendes Ritual betrachten, mit dem die Vp nicht wirklich angesprochen, das von dieser auch nicht erwidert ist, sondern das lediglich dem Zweck dient, die Lebensäußerungen der Vp im Rahmen des Stimulus-Response-Schemas der alten Standardanordnung interpretierbar zu machen. Diese Art von Diskurs hat also innerhalb unserer neuen Forschungsdyade nichts zu suchen. Wir müssen vielmehr schrittweise wissenschaftssprachliche Formen zu entwickeln versuchen, in denen die Strukturblindheit und der Weltverlust des Stimulus-Response-Schemas überwunden sind.

Um hier einen Einstieg zu finden, setzen wir zunächst nur die geschilderte Funktionsteilung voraus und betrachten die auf die (alte) Standardanordnung bezogenen Aktivitäten von VI und Vp als Handlungen und Erfahrungen "in" der wirklichen, sachlich-sozial eigenständig strukturierten Alltagswelt, zu der beide gehören. Ich will dies in dem folgenden fingierten Beispiel illustrieren:

VI hat Vp als Versuchsperson für ein Experiment über "leveling" und "sharpening" (nach Gardner et al.) angeworben. Der verabredete Termin ist der 20. Juni 1995 um 15.15 in Experimentierraum 3a im Keller des Instituts.

Vp hat sich um 13.00 mit anderen Kommilitonen in der Mensa zum Essen getroffen. Normalerweise findet danach mit einigen KollegInnen eine Arbeitsgruppe statt, in welcher die Texte für die nächste Übung zur Motivationsgruppe gemeinsam gelesen werden. Für diesmal sagt Vp ab: Ich muß schon kurz nach drei zu einem Experiment. Vp überlegt, ob er - da er kaum noch Geld hat - vorher schnell noch zur Bank, die um 15 Uhr öffnet, gehen und welches holen soll. Da die Bank in der Nähe des Instituts und normalerweise um diese Zeit leer ist, entschließt er sich zu diesem Umweg. Er erreicht, wenn auch mit einiger Mühe, den Experimentierraum 3a pünktlich und klopft um 15.12 an dessen Tür.

Vl hat, wie jeden Dienstag, von 9 - 11 sein Methodenseminar abzuhalten. Anschließend, um 11.15, findet traditionsgemäß eine Professorenrunde im Dienstzimmer des Dekans statt. Vl kommt, obwohl er genügend Zeit gehabt hätte, zu diesem Treffen 20 Minuten zu spät und zieht dadurch erstaunte Blicke von KollegInnen auf sich. Die Schwerfälligkeit, Umständlichkeit und mangelnde Produktivität dieser Gespräche, die ihn stets zu langweilen pflegen, nerven ihn heute besonders. So verläßt er bereits um 12.30 das (normalerweise bis 14 Uhr dauernde) Meeting und verweist als Ausrede (ohne Zeitangabe) darauf, daß er für heute mittag einige Experimente geplant habe. Ein Kollege sagt daraufhin etwas pikiert zu ihm: Es ist schade, daß Sie schon gehen, ich habe extra einige Informationen über die geplante neue Prüfungsordnung eingeholt, die auch Sie interessieren dürften. Können Ihre (wie er mit Recht annimmt, studentischen) Versuchspersonen nicht ein bißchen warten? Aber Vl zieht nur die Schultern hoch und verläßt den Raum. Er geht in sein Dienstzimmer, macht sich einen Kaffee, isst dazu lediglich ein paar Kekse und liest Korrekturen: Ihm ist der Appetit vergangen. Um 14.30 geht er den Gang zu den Experimentierräumen entlang und sieht, wie Vp schon vor der (abgeschlossenen) Tür des Experimentierraums 3a wartet und ihm entgegen sieht.

Vp: Guten Tag, Herr Professor. Vl: Hallo! Warten Sie schon lange? Ich kam wieder mal von der Professorenrunde nicht rechtzeitig weg. Vp: Macht nichts. Vl (schließt die Tür des Experimentalraumes auf): Der Versuch wird ungefähr eine Stunde dauern. Ich hoffe, Sie haben genug Zeit mitgebracht. Vp: Kein Problem. Vl: Sie sind fast der letzte. Nach Ihnen kommen noch zwei Versuchspersonen, dann bin ich fertig. Vp: Eine ganze Menge Arbeit. Vl (ändert plötzlich seinen Tonfall ins Amtliche oder Mechanische und verliert die schon benannte "Instruktion"): Setzen Sie sich bitte auf diesen Stuhl mit dem Kopf auf dem vor Ihnen angebrachten Halter, etc. (vgl. S. 34).

Vp fährt nach Abschluß des Versuchs in sein Appartement, duscht sich und ruft dann seine Freundin an, um sich mit ihr zum Kino zu verabreden. Vl absolviert noch die verbliebenen zwei Experimentalsitzungen. Danach verbringt er ein paar Stunden in seinem Dienstzimmer, blättert in den ausgedruckten Daten, die er bei dem Versuch erhalten hat, macht sich einige Notizen, ärgert sich zwischendurch über den Vorfall in der Professorenrunde ehe er - viel zu spät - mit dem Wagen nach Hause fährt, wo seine Frau und die beiden Söhne schon gegessen haben und ihm das warmgestellte Abendbrot präsentiert wird.

Mit diesem fingierten Beispiel sollte die Standardanordnung aus der Sphäre der Konstruktion von abstrakten Stimulus-Response-Verhältnissen bzw. Variablen-schemata herausgenommen und dort angesiedelt werden, wo sie tatsächlich hingehört: In die wirkliche Welt, "in" der Vl und Vp sich treffen. Zur Konzeptualisierung dieser Zuordnung könnte man heute gängige und vieldiskutierte Begriffe benutzen, etwa von der Standardanordnung als Teil des "Alltags", des "täglichen Lebens", der "Lebenswelt" o.ä. reden. Mit einer derartigen Begrifflichkeit hätte man jedoch unversehens einen Allgemeinheitsgrad angesprochen, durch den die Diskussion eher in die Grundlagen der Sozialwissenschaft, die Philosophie etc. verlagert - "Lebenswelt" wird z.B. unter erkenntnistheoretischen bzw. transzendentalphänomenologischen Gesichtspunkten analysiert (Husserl, Schütz, etc.) - und damit die Psychologie, um die es uns ja geht, durch die Maschen gefallen wäre. Deswegen soll hier ein sehr viel konkreteres und engeres Konzept herange-

zogen werden, das zwar aus der Soziologie stammt, aber (wie sich zeigen wird), wenn man es hinreichend expliziert, genau so gut oder besser in die Psychologie gehört: Das Konzept der "*alltäglichen Lebensführung*".

Der Begriff "alltägliche Lebensführung" ist ursprünglich von Max Weber im Kontext seiner protestantischen Ethik eingeführt und neuerdings von einem Forschungsprojekt an der Münchener Universität, Sonderforschungsbereich 333, aktualisiert und ausführlich theoretisch erörtert wie empirisch untersucht, dabei sorgfältig von ähnlich klingenden Begriffen, wie "Lebenslauf", "Lebensstil" etc. abgegrenzt worden (vgl. etwa Voß, 1991; Jurczyk & Rerrich, 1993). Ich beziehe mich im folgenden zwar auf dieses Projekt, passe dabei die Begrifflichkeit und Argumentationsweise aber meinem Vorhaben an. Die dazu nötigen Bestimmungen werden erst nach und nach in die Diskussion eingebracht.

Die geschilderte Experimentalsitzung unter dem Gesichtspunkt der "alltäglichen Lebensführung" zu betrachten, heißt - wie durch die Art meines Beispiels betont worden ist - zunächst dem Umstand Rechnung zu tragen, daß sie lediglich *eine* Szene innerhalb einer Sequenz von Szenen ist, aus denen der Tageslauf des Individuums gebildet ist, und die sich teilweise täglich, wöchentlich etc. wiederholen, teilweise auch mehr oder weniger einmalige Einschiebsel in die jeweilige Szenenfolge (quasi Episoden) sind. Die Lebensführung selbst ist (daher *Lebensführung*) dabei eine "aktive Leistung von Personen, die den Zweck hat, die verschiedenen Tätigkeiten zu einem kohärenten Ganzen zusammenzufügen" (Jurczyk & Rerrich, 1993 [a, Red.], S. 19), was (wie wir schon gesehen haben) selten ohne kleinere und größere Konflikte, Ausreden, Täuschungen abgeht (ich komme später darauf zurück). So kann man an meinem Beispiel verfolgen, wie Vp ihre Lebensführung, etwa durch die Absage der Arbeitsgruppe, die richtige Zeitkalkulation des Bankbesuchs etc., so gestaltet, daß sie pünktlich bei der Experimentalsitzung sein kann. V1 benutzt bei der Koordination der Sequenzen seiner Lebensführung z.B. in der Professorenrunde den Verweis auf die anstehenden Experimentalsitzungen als Ausrede, um von dort früher wegzukommen, er vertrödelt abends in seinem Arbeitszimmer die Zeit, weil er offensichtlich keine Lust hat, nach Hause zu fahren etc.

Betrachten wir nun die einzelne Experimentalsitzung etwas genauer: Es ist offensichtlich typisch für sie, daß sie stets in zwei Teile zerfällt, einen informellen Teil mit Smalltalk etc. und einen formellen Teil, in dem die wissenschaftliche Aufgabe erfüllt, also die Forschungsdyade, realisiert wird. Diese Zweiteilung ist in unserem Beispiel aufgrund der traditionellen Standardanordnung besonders auffällig: Im offiziellen Teil spricht V1 nicht nur eine andere "Sprache" als vorher und nachher, sondern er schränkt damit auch für eine fest umrissene Zeit die *intersubjektive Kommunikation mit der Vp* entscheidend ein; Nachfragen sind nicht (mehr) frei, sondern ggf. nur nach einem festen Schema zugelassen. Die Vp wird nicht mehr als "Mitmensch" realisiert, sondern nur noch einseitig als Empfänger von "Reizinformation" o.ä. Ihre Antworten werden nicht mehr als Teil der freien Kommunikation, sondern nur noch als "Response" auf den "Reiz" zugelassen: Linke Taste links länger. Unter etwas allgemeineren Gesichtspunkten wird deutlich, daß hier von V1 der Intention nach die Spezifik zwischenmenschlichen Kontaktes ausgeklammert und die Vp in den *Zusammenhang infra- oder extra-*

*humaner Kausalbeziehungen* gestellt wird, d.h. es werden nur noch "Einwirkungen" und "Auswirkungen" zur Kenntnis genommen. Der Unterschied zwischen diesen beiden Sprachformen wird für uns später noch sehr wesentlich werden. - Hier sei nur noch einmal auf die Merkwürdigkeit dieses Wechsels verwiesen: Nicht nur, daß V1 mit Beginn des eigentlichen "Versuchs" zum "kausalen" Sprachmodus überwechselt, es macht ihm/ihr auch keine Schwierigkeiten, am Ende des Versuchs wieder in den intersubjektiven Beziehungsmodus zurückzuschlagen: War es sehr anstrengend? Naja, solche Experimente sind natürlich für die Vpn nicht gerade kurzweilig, ich danke Ihnen jedenfalls, daß Sie so geduldig mitgemacht haben.

In der Ideologie der alten Standardanordnung ist genau genommen impliziert, daß beim Übergang zum eigentlichen Versuch mit der Vp eine *echte Verwandlung vor sich geht*: In der Grundbegrifflichkeit des "vernaturwissenschaftlichen" Experimentierens dieser Art ist ja vorausgesetzt, daß die Vp einen (sagen wir) Stimulus-Response-Mechanismus nicht nur *spielt*, sondern wirklich ein solcher Mechanismus *ist*. So bliebe tatsächlich keine Alternative als die Annahme einer mystischen Wandlung der Vp im Banne der Standardanordnung. In Wirklichkeit weiß natürlich jeder Beteiligte, daß es sich hier nur um eine Verabredung bzw. ein - wie immer ernst gemeintes - Experimentalspiel handelt, das nur solange funktioniert, wie alle "mitspielen". Dabei ist es unvermeidlich, daß sich jeder während des Versuchs mit aufgabenirrelevanten Problemen beschäftigt, sich also "seinen Teil denkt". Vielleicht finden dabei auch Szenen aus anderen Sequenzen der alltäglichen Lebensführung, quasi als "virtuelle Sequenzen" (s.u.), in die Gedanken von V1 und Vp Eingang: V1 ärgert sich immer noch über die aufmüpfige Bemerkung des Kollegen aus der Professorenrunde; Vp denkt an die für den Abend geplante Verabredung mit der Freundin, wobei er die Tasten mehr oder weniger mechanisch drückt und dabei fast eingeschlafen wäre, wenn die nächste "Instruktion" von V1 ihn nicht aufgeschreckt hätte. All dies wird bei der Auswertung und Interpretation der Daten und Veröffentlichung der Resultate natürlich unterschlagen, man tut hier (wie früher ausführlich dargelegt) so, als ob man es mit echten Kausaldaten zu tun hätte. - So umgibt die traditionelle Experimentalpsychologie im Banne der Standardanordnung irgendwie eine Aura des Unernstes und Unseriösen, ein Hauch von Betrugerei und Vortäuschung. Die Überwindung dieser Doppelbödigkeit ist eine unserer wesentlichen Aufgaben, wenn wir jenseits der überkommenen Standardanordnung eine neue Konzeption von Forschungsdyade zu entwickeln haben werden.

Eine wichtige Eigenheit, die man an den von uns dargestellten Szenen alltäglicher Lebensführung herausheben kann, liegt darin, daß - bis auf den Ausnahmefall einer "einsamen" Episode - sich dabei stets mehrere Lebensführungen überkreuzen bzw. - richtiger - *ein Überschneidungsbereich mehr oder weniger "geteilter" Lebensführungen* entsteht. Dies ist in unserem Beispiel offensichtlich, weil wir hier ja die getrennten Lebensführungen von V1 und Vp bis zu der gemeinsamen "Strecke" im Experimentalraum und ebenso ihre neuerliche Trennung danach bewußt in unsere Darstellung aufgenommen haben. Das gleiche gilt aber

auch für alle anderen der fingierten Szenen (bis auf die beiden einsamen Episoden von V1 in seinem Arbeitszimmer): Auch am Mittagstisch in der Mensa "treffen" sich die Lebensführungen aller Beteiligten, interagieren miteinander und sind u.U. nach dem neuerlichen Auseinandertreten aufgrund des Kontaktes mit den anderen verändert (so mag etwa ein Kommilitone den Umstand, daß Vp nicht in der folgenden Arbeitsgruppe anwesend sein wird, zum Anlaß nehmen, sich ebenfalls nicht daran zu beteiligen). - Wir haben also für später festzuhalten, daß Lebensführungen normalerweise *intersubjektive Wechselbeziehungen zu Lebensführungen anderer Individuen* einschließen. Man kann hier also nicht von vornherein das "Ich" als Subjekt der Lebensführung von den "anderen" als Teil der etwa in die eigene Lebensführung zu integrierenden "äußeren Bedingungen" unterscheiden (dieser Fehler wird von der Münchener Gruppe nicht selten gemacht, s.u.). Vielmehr ist es lediglich eine Frage der Standpunktübernahme und hängt von der Fragestellung ab, wessen Lebensführung(en) ich thematisiere und wessen ich beiseite lasse: So hätte ich im Prinzip auch die Szenen der heutigen Lebensführung des "aufmüpfigen" Kollegen in der Professorenrunde, der Ehefrau von V1, der Freundin von Vp etc. bis zum Überschneidungsbereich mit der Lebensführung von V1 bzw. Vp verfolgen können - nur, daß ich im gegenwärtigen Darstellungszusammenhang keinen vernünftigen Grund dazu gehabt hätte.

Ein (für spätere Überlegungen) äußerst wichtiger Umstand liegt dabei darin, daß ich in den jeweiligen Überschneidungsbereichen die aktuelle Szene innerhalb meiner Lebensführungssequenzen nur realisieren kann, sofern der/die andere seinen Part übernimmt - und umgekehrt. So hätte V1 sein Experiment nicht durchführen können, wenn Vp nicht gekommen wäre und den ihm per Instruktion aufgetragenen Part übernommen hätte. Umgekehrt wäre für Vp die in seine "heutige" Lebensführung eingeplante "Teilnahme an der Experimentalsitzung" ausgefallen, wenn V1 nicht erschienen wäre. In beiden Fällen wäre im Tageslauf eine Lücke oder ein Bruch entstanden, wobei der für den Leerlauf jeweils verantwortliche andere mindestens gegen die Regeln des guten Benehmens verstoßen und Unmut auf sich gezogen hätte (s.u.). - Daraus ergibt sich nun eine weitere Facette des dargestellten fiktiven Charakters der kausalen "Bedingtheits"-Beziehung zwischen V1 und Vp während der Realisierung der (alten) Standardanordnung: V1 ist hier nicht nur darauf angewiesen, daß Vp die in der Instruktion gesetzten Verabredungen einhält, es müssen vielmehr beide, quasi untergründig, den intersubjektiven Charakter ihrer Beziehung auch während der "pseudokausalen" Praktiken der Standardanordnung aufrechterhalten und anerkennen, d.h. auch V1 muß Vp als Mitmenschen akzeptieren, wenn das Experiment überhaupt Faktum werden und bleiben soll. Wir sehen also: Wenn man von der (alten) Standardanordnung absieht, dann entsteht keineswegs ein "Loch" in der Beziehung zwischen V1 und Vp, sondern die intersubjektive Beziehung, die das Ganze faktisch getragen hat, bleibt dennoch erhalten. Wir müssen also die "Intersubjektivität" gar nicht eigens in die Forschungsdyade einführen, sie liegt verborgen bereits in der traditionellen Standardanordnung und muß nur expliziert werden, um sie in der weiteren Diskussion berücksichtigen zu können.

Aus dem Umstand, daß wir bisher nur die Forschungsdyade mit ihrer Arbeitsteilung zwischen VI und Vp als positives Konzept übernommen, alle näheren Bestimmungen der alten "Standardanordnung" aber kritisch zurückgewiesen haben, ergibt sich, daß unserer Auffassung nach aus der geschilderten Sequenz von Szenen alltäglicher Lebensführung keineswegs nur die offiziell als "Experiment" gekennzeichnete Scene im Experimentalraum 3b als wissenschaftliche Anordnung in Frage kommt. Vielmehr kann auch jede andere der geschilderten Szenen - wie jede beliebige weitere Scene - Thema einer wissenschaftlichen Untersuchung werden - vorausgesetzt, man realisiert aufgrund einer vorher konzipierten Fragestellung innerhalb der Scene eine Forschungsdyade (ich komme ausführlich darauf zurück).

Von da aus können wir nun für unsere weiteren Überlegungen die ersten vorläufigen Resultate (die dann nach und nach immer besser begründet werden sollen) zusammenfassen: Für die Einbeziehung der wirklichen Welt, "in" der wir alle leben, in die psychologische Forschung werden von uns nicht lediglich allgemeine sozialwissenschaftliche Begriffe wie "Alltagswelt" oder "Lebenswelt" herangezogen. Wenn wir die Standardanordnung (wie geplant) einerseits tradieren, andererseits aber ihre Isolierung von der "Welt" durch das Stimulus- Response- bzw. Variablendenken überwinden wollen, so resultiert dabei - wie ausgeführt - die Umwidmung als Scene alltäglicher Lebensführung (eine Verallgemeinerung, die wir gleichzeitig mit der Umbenennung in "Forschungsdyade" verbunden haben). Damit entfällt auch die Beschränkung auf Szenen innerhalb von tradierten Experimentaluntersuchungen: Jede Scene alltäglicher Lebensführung kann im Prinzip Thema psychologischer Forschung werden. Damit haben wir den (neuen) Gegenstand der Psychologie auf einer ersten Ebene eingegrenzt: *Die Psychologie erforscht Szenen alltäglicher Lebensführung*. Allerdings ist diese Definition (wie schon aus dem Umstand, daß der Begriff ursprünglich aus der Soziologie stammt, ersichtlich) immer noch zu weit: Es bedarf aber (wie sich zeigen wird) nur noch einiger zusätzlicher Bestimmungen um ihn als "den" speziellen Gegenstand der Fachpsychologie qualifizieren zu können.

Weiterhin hat sich ergeben, daß nicht jede Scene alltäglicher Lebensführung schon für sich genommen und automatisch Gegenstand psychologischer Forschung ist: Es bedarf dazu, wie gesagt, einer Fragestellung und einer danach konstituierten Forschungsdyade. An dieser Stelle sind wir beim gegenwärtigen Stand unserer Analysen allerdings zunächst einmal mit "unserem Latein am Ende": Wir konnten zwar bisher ausführlich Auskunft darüber geben, wie Fragestellungen/Standardanordnungen in den verschiedenen Entwicklungsstadien des Hauptstroms der Psychologie und auch innerhalb von Randbereichen psychologischer Forschung beschaffen sind und welche Wissenschaftssprache sich dabei herausgebildet hat. Wir haben aber vorläufig keine Ahnung, wie Fragestellungen/Forschungsdyaden in der von uns über die Befangenheit in der alten Standardanordnung zu entwickelnden Psychologie hinaus aussehen könnten und in welcher Art von Wissenschaftssprache sie zu kommunizieren sind. Bis wir in diesem

Punkt weiter kommen, sind (wie sich zeigen wird) noch ausführliche Analysen erforderlich.

*Die Bedeutungsstruktur als erste Vermittlungsebene zwischen Sozialstruktur und Individuum im Kontext alltäglicher Lebensführung*

Nachdem wir im Zuge unserer Überlegungen die Standardanordnung mit der fiktiven Errichtung einer "Reizkonstellation" als Isolation des Individuums von der Welt hinter uns gelassen und die psychologische Forschungssituationen als "Scenen alltäglicher Lebensführung" expliziert haben, können wir nun unser Zentralproblem des Weltbezuges der Psychologie auf neuer Ebene in Angriff nehmen. Dabei ist wohl schon deutlich geworden, daß in den Szenen der alltäglichen Lebensführung, damit auch in der dort jeweils zu realisierenden Forschungsdyade, die "Welt" immer schon vorkommt: Wir hätten ohne Bezug darauf keine einzige unserer Szenen darstellen können. Daran müssen wir in den weiteren Überlegungen anknüpfen, wobei wir die mehr informelle Rede von der Welt, "in" der wir leben, etc., an theoretisch relevanten Stellen durch das Konzept der gesellschaftlichen "Struktur" ersetzen und zu klären versuchen, auf welche Weise diese in die psychologische Wissenschaftssprache Eingang finden kann.

Der Umstand, daß "alltägliche Lebensführung" mit der gesellschaftlichen Struktur in Zusammenhang steht, erhellt allgemein gesehen schon daraus, daß die benannte Münchener Forschergruppe gerade den Zusammenhang zwischen Veränderungen der Gesellschaftsstruktur und Veränderungen der alltäglichen Lebensführung in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung gestellt hat. Gemäß der Auffassung der Projektgruppe hat es "Lebensführung" natürlich irgendwie schon immer gegeben, ist aber erst mit den neuen historischen Entwicklungen der *Individualisierung, Modernisierung und Rationalisierung* unserer Gesellschaft als eigenständiges Problem hervorgetreten: "*Die Bewältigung des Alltags ist zu einer komplexen Leistung eigener Art geworden*" (Jurczyk & Rerrich, [1993 a, Red.] S. 25). Entsprechend finden sich in den Arbeiten des Projekts Zeitdiagnosen verschiedener Art, gesellschaftstheoretische Analysen über die gesamtgesellschaftliche Funktion von Lebensführung und schließlich umfangreiche empirische Befragungen verschiedener Gruppen (ArbeiterInnen, mittleren Angestellten, Kaufhausverkäuferinnen, Industriearbeitern, Computerfachleuten, Altenpflegerinnen, JournalistInnen etc., S. 16), um die Spezifik der Lebensführung dieser Gruppen mit den benannten gesellschaftlichen Strukturveränderungen in Zusammenhang zu bringen. Die dem zugrundeliegende allgemeine Definition von "Lebensführung" wird dabei besonders von Voß in verschiedenen Zusammenhängen herausgestellt, so, wenn er schreibt: "Es wird argumentiert, daß 'Lebensführung' eine genuin personale Konstruktion ist, die aber eingebunden in soziale Bedingungen erstellt wird und sowohl gegenüber Gesellschaft als auch gegenüber der Person einen funktional eigenständigen Charakter aufweist. 'Lebensführung' kann damit als ein bisher nicht thematisiertes *Vermittlungsglied* ('missing link') zwischen Individuum und Gesellschaft angesehen werden, das wichtige Funktionen beider erfüllt" (1991, S. V), etc.

Aus den Forschungen des Münchener Projekts bekräftigt sich für uns, daß wir mit dem Konzept der "alltäglichen Lebensführung" die Ebene gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge, auf die wir qua Überwindung der alten Standardanordnung aus sind, erreicht haben. Auch die inhaltlichen Resultate der Forschungsgruppe sind für uns nicht irrelevant, sondern müssen je nach Fragestellung mitgedacht und berücksichtigt werden. Dennoch gehen die Arbeiten der Münchener im Ganzen in eine andere Richtung, sie sind eben "soziologischer" Natur. Da wir aber *psychologisch* an das Problem herangehen wollen, benötigen wir prinzipiell eine andere Art von Begriffsbildung: Im Mittelpunkt unserer Analysen stehen individuelle Subjekte innerhalb einer bestimmten Scene alltäglicher Lebensführung: Wie ist deren Beziehung zu gesellschaftlichen Strukturen und der darin liegende Weltbezug jenseits der Isolation durch das Stimulus-Response- bzw. Variablenschema so zu konzeptualisieren, daß jeder "arbeitsteilige" Bruch zwischen Soziologie und Psychologie vermieden ist, d.h. daß die Gesellschaftsstruktur gleichzeitig als unmittelbarer Weltbezug des erfahrenden und handelnden Subjekts begreifbar wird?

Um uns der Klärung dieser Frage anzunähern, müssen wir bei dem "Nächstliegenden" beginnen und herauszuheben versuchen, was es - da nicht die "Reizkonstellation" - denn sonst ist, worauf sich die Erfahrungen und Handlungen des Subjekts innerhalb einer bestimmten Scene alltäglicher Lebensführung beziehen: Wir brauchen also ein *Substitut für den "Reiz"-Begriff*, mit dem gleichzeitig dessen "Weltlosigkeit" überwunden ist; dies als Ausgangspunkt der Entwicklung einer "weltbezogenen" psychologischen Wissenschaftssprache.

Jedes Individuum befindet sich innerhalb einer Scene alltäglicher Lebensführung notwendigerweise in einer bestimmten *Lokalität*. Dabei ist diese nicht - wie die Reizwelt - in Termini von physikalischen Eigenschaften, wie sie auf das Individuum "wirken" o.ä., zu fassen, sondern in Termini von wirklichen *sachlich-sozialen Arrangements* vom Standort/aus der Perspektive des Individuums. So befindet man sich im Experimentalraum 3b in einem kleinen Raum, der an den Wänden mit Regalen ausgestattet ist, in denen Bücher, aber auch verschiedene Arten von Apparaten stehen. In der Mitte des Raumes steht ein Tisch, auf dem zwei Tasten liegen und an dem eine Kopfstütze angebracht ist. Vor dem Tisch ist ein "Diaphragma" aufgebaut, durch das hindurch Karten mit verschieden langen Linien sichtbar gemacht werden können. Der Raum hat eine Deckenlampe, die während des Versuchs ausgeschaltet wird, so daß nur eine schwache Beleuchtung hinter dem Diaphragma übrigbleibt, etc. Im Raum befinden sich zwei Personen, Vp und Vl, wobei Vp auf dem Stuhl vor dem Diaphragma sitzt und Vl auf einem Hocker im Rücken der Vp. Er spricht zur Vp in zwei Redeweisen, einer informell-alltäglichen und einer formell-"experimentellen", in welcher er z.B. die Karten mit den verschieden langen Linien als "Reize" bezeichnet. Die Karten verändern sich durch diese spezielle Benennung natürlich nicht, sie bleiben Pappkarten, auf die mit Tusche Linien gezeichnet sind, allerdings gewinnen sie mit der experimentellen Redeweise einen bestimmten Sinn für Vl, sie haben eine spezifische Funktion in der Fragestellung und der Auswertungsprozedur seines Versuchs.

Die jeweilige Lokalität ist in Abhängigkeit von der Perspektive der je "in" ihr befindlichen Individuen und den sonstigen Wahrnehmungsverhältnissen in ihren verschiedenen Teilen mehr oder weniger deutlich sichtbar, und sie hat aufgrund der Perspektive im Kontext des gegebenen sachlich-sozialen Arrangements bestimmte äußere Grenzen der Sichtbarkeit, also - wie wir uns ausdrücken wollen - einen bestimmten *Horizont*. Dieser Horizont verschiebt sich mit der Eigenbewegung des Individuums. Vp kann z.B. im Experimentierraum 3b auf bestimmte Dinge in den Regalen zugehen und sie sich genauer ansehen. Sie kann aber auch den Raum verlassen. Dann sieht sie zunächst von außen die Tür mit der Aufschrift "3b". Wenn sie weitergeht, ist die Tür bald nicht mehr sichtbar, auch der Kellergang mit den Experimentalräumen liegt bald hinter ihr, sie kann die Treppe hinauf und in den Hauptflur des Instituts gehen, weiterhin das Institut überhaupt verlassen, dann ist dieses zunächst von außen zu sehen und verschwindet schließlich hinter anderen Häusern etc. Dabei ist jedesmal, wenn etwas Neues sichtbar wird, mit einer gewissen Regelmäßigkeit etwas anderes unsichtbar geworden: Dies ist es, was wir meinen, wenn wir von perspektivischer Horizontverschiebung reden.

Man könnte nun auf dieser Ebene die "Welt" im Ganzen als die Summe aller für die Individuen potentiell erreichbaren und "durchschreitbaren" Lokalitäten definieren. Diese elementare Definition hat zunächst den Vorteil, daß damit unsere weiteren Ausführungen über die Eigenart von Szenen alltäglicher Lebensführung im Kontext psychologischer Forschung im raumzeitlich Konkreten verankert sind, wir also nicht in die Gefahr kommen, uns unversehens in Vages und Unbestimmtes zu verlieren, dabei zu vergessen, wovon eigentlich die Rede sein soll. Allerdings reichen derartige Bestimmungen, wenn wir die Beziehung zwischen Individuum und Welt in der Psychologie hinreichend konzeptualisieren wollen, keineswegs aus. Die damit umschriebenen Arrangements sind noch flach und konkretistisch: Der *Weltbezug* psychologischer Theorie innerhalb von Forschungsdyaden jenseits der Standardanordnung kann vielmehr nur angemessen begriffen werden, wenn wir von der bloßen Tatsächlichkeit der Welt zu ihrer *Struktur* übergehen.

Eine der Hauptaufgaben unserer Analyse liegt, wie schon mehrfach betont, darin, die *Vermittlung* zwischen Gesellschaftsstruktur und Individuum, bzw. - wie wir jetzt genauer sagen können - zwischen Gesellschaftsstruktur und dem je einzelnen Subjekt als Akteur innerhalb der Lokalität der jeweils thematisierten Scene alltäglicher Lebensführung adäquat herauszuarbeiten. Diese Aufgabe ist, wie ebenfalls bereits hervorgehoben, bisher deswegen nicht erfüllt worden, weil einerseits die "Gesellschaftsstruktur" in sozialwissenschaftliche Disziplinen außerhalb der Psychologie eingefriedet und andererseits durch das "Reizdenken" der Standardanordnung aus der Psychologie ausgeschlossen wurde. Wenn wir an dieser Stelle weiterkommen wollen, so können wir uns jedoch nicht mit einer einzigen Definition begnügen. Wie müssen vielmehr verschiedene *Vermittlungsebenen* unterscheiden, und diese auf angemessene Weise miteinander ins Verhältnis setzen. Dabei kommt uns zum Einstieg eine Unterscheidung zu Hilfe, die sich in

Teilen der Soziologie, aber auch der Sozialanthropologie und Ethnologie durchgesetzt hat, die Unterscheidung zwischen *Sozialstruktur* einerseits und *Kultur* bzw. *Bedeutungsstruktur* andererseits (Sorokin, Parsons & Shils, Geertz u.a.). Dabei werden Sozialstruktur und Bedeutungsstruktur nicht als zwei getrennte "Strukturen", sondern mehr oder weniger als die gleiche Struktur, von verschiedenen Standorten bzw. in verschiedenen Funktionszusammenhängen betrachtet, angesehen. Die Bedeutungsstruktur ist danach die Sozialstruktur in ihren für die Handlungen der Individuen relevanten Aspekten. Clifford Geertz (1987) hat dieses Verhältnis anschaulich und präzise auf den Begriff gebracht:

"Eine der brauchbarsten Vorgehensweisen..., um zwischen Kultur und sozialer Struktur zu unterscheiden, besteht darin, erstere als geordnetes System von Bedeutungen und Symbolen aufzufassen, vermittels dessen gesellschaftliche Interaktion stattfindet, und letztere als das soziale Interaktionssystem selbst...Kultur ist das Geflecht von Bedeutungen, in denen Menschen ihre Erfahrung interpretieren und nach denen sie ihr Handeln ausrichten. Die soziale Struktur ist die Form, in der sich das Handeln manifestiert, das tatsächlich existierende Netz sozialer Beziehungen. Kultur und Sozialstruktur sind daher nur verschiedene Abstraktionen der gleichen Phänomene: Die eine hat mit sozialem Handeln unter dem Aspekt seiner Bedeutung für die Handelnden zu tun, die andere mit eben diesem Handeln unter dem Gesichtspunkt seines Beitrags zum Funktionieren des sozialen Systems" (S. 99).

Die Kultur bzw. (wie wir lieber sagen wollen) die *Bedeutungsstruktur* wäre so gesehen quasi die den Menschen zugekehrte Seite der Sozialstruktur, so die kapitalistische Gesellschaftsordnung in ihren für die Individuen handlungsrelevanten Aspekten - wobei einerseits deren komplizierte Gliederungen sich in den Gliederungen der Bedeutungsstruktur wiederfinden, andererseits die Schaffung der "Bedeutungswelt" aber auch eine Eigenleistung der Individuen darstellt, wodurch die Sozialstruktur nicht nur verschieden interpretiert wird, sondern auch geändert werden kann. - So wichtig indessen diese Bestimmungen sind: Man sollte sich klar machen, daß man damit bei den wirklichen Erfahrungen/Handlungen der Individuen aus deren Perspektive, also - in unserem Kontext - bei den Erfahrungen/Handlungen der Individuen mit Bezug auf die Lokalität einer bestimmten Scene alltäglicher Lebensführung, noch keineswegs angekommen ist. Uns fehlt noch die Möglichkeit, die handlungsbestimmende Funktion des sachlich-sozialen Arrangements innerhalb einer solchen Lokalität mit der gleichen Konkretheit zu erfassen wie dies mit dem Stimulus-Response-Schema der (alten) Standardanordnung - wenn auch unter Weltverlust - gelingt. Der Grund für die hier noch bestehende Schwierigkeit liegt m.E. darin, daß das kulturtheoretische Bedeutungs- und Symbolkonzept, wie wir es gerade in den Worten von Clifford Geertz kennengelernt haben, die Frage danach, unter welchen Umständen das jeweilige Individuum mit Bezug darauf zu welchen Erfahrungen/Handlungen kommt, unbeantwortet läßt - also mindestens für unsere psychologischen Begriffsbildungsbemühungen zu vage und unbestimmt ist.

Es käme also an dieser Stelle darauf an, den Bedeutungs begriff so zu präzisieren und zu konkretisieren, daß das Verhältnis zwischen Bedeutungen und Handlungen genauer als bisher faßbar wird. Wir haben uns seit mehr als 20 Jahren um einen dergestalt sowohl gesellschaftstheoretisch adäquaten wie psychologisch brauchbaren Bedeutungs begriff bemüht (vgl. dazu etwa Holzkamp 1973, Oster-

kamp 1975/1976, Schurig 1976, Holzkamp, 1983/1985, 1995). Ich brauche dies hier nicht ausführlich darzustellen und will nur zwei für uns wesentliche Momente hervorheben:

- "Bedeutungen", wie wir sie fassen, werden von uns nicht primär als zwischen Menschen gestiftet betrachtet, sondern als gleichursprünglich mit gesellschaftlicher Arbeit entstanden: Eine durch menschliche Handlungen hergestellte Axt hat (um ein "klassisches" Beispiel Leontjews anzuführen) nicht nur einen bestimmten Gebrauchswert, sondern in ihr ist gleichzeitig eine bestimmte Bedeutung realisiert, die Bedeutung des verallgemeinerten "Damit-schlagen-Könnens"; die Axt verkörpert also auf einer elementaren Ebene in ihrer Brauchbarkeit auch den "Begriff" des in ihr vergegenständlichten Gebrauchswerts und offenbart so gleichzeitig eine bestimmte Funktion im arbeitsteiligen Gesamt der Gesellschaft; sie wird damit gesellschaftlich verallgemeinerbar und tradierbar, wobei gleichzeitig auch die vom Werkzeug abgelöste Tätigkeit als solche bzw. der Mensch, der sie potentiell ausübt, begrifflich fassbar wird. Symbolbedeutungen im üblichen Sinne sind gegenüber den am Axtbeispiel verdeutlichten Gegenstandsbedeutungen sekundär, indem sie auf der einen Seite die produzierte Welt und ihre Produzenten begrifflich verdichten und in eine "höhere Ordnung bringen" und sich auf der anderen Seite in verselbständigte Symbolwelten hinein entwickeln, innerhalb derer auch die sozialen und kulturellen Formen menschlicher Daseinsäußerungen als eigenständige Momente gesellschaftlicher Lebensgewinnung sich ausdifferenzieren und in den Gesamtprozeß zurückgespiegelt werden.
- Das Verhältnis zwischen den produzierten Weltgegebenheiten und den in ihr realisierten Bedeutungen darf nicht deterministisch mißdeutet werden: Es ist natürlich keineswegs so, daß unserer Konzeption nach eine bestimmte Bedeutung die zugehörige Handlung notwendig bedingt. Vielmehr ist (wie wir seit 1983 in verschiedenen Zusammenhängen dargelegt haben) die Bedeutung einer Weltgegebenheit lediglich als in dieser realisierte verallgemeinerte Handlungsmöglichkeit zu verstehen. In den damit eröffneten Möglichkeitsräumen oder -zusammenhängen spiegelt sich auf der einen Seite der *potentielle Gebrauchswert* von produzierten Dingen/Verhältnissen (in unserem Kontext innerhalb einer Lokalität): Der Stuhl als Gerät "zum Sitzen"; das soziale Arrangement zwischen VI und Vp etwa als Möglichkeit für den VI, die Vp per Instruktion zur Teilnahme am Versuch aufzufordern. Auf der anderen Seite sind die Handlungsmöglichkeiten aber auch jeweils bestimmte Aspekte der Sozialstrukturen in den für den jeweiligen Handlungszusammenhang relevanten Ausschnitten: Der Experimentalraum 3b mit seinen sachlich-sozialen Arrangements ist gleichzeitig auch eine Einrichtung der Universität, spiegelt damit bestimmte, letztlich gesamtgesellschaftlich vermittelte, Verhältnisse des Bildungswesens etc., was wiederum auf die sachlich-sozialen Verhältnisse innerhalb der Lokalität zurückwirkt: VI steht als "Professor" in bestimmten institutionell vorgegebenen Beziehungen zur Vp. als StudentIn; im Experimentalraum bzw. im Experiment sind bestimmte institutionelle Vorgaben über Psy-

chologieausbildung, Prüfungswesen realisiert, etc. Der Umstand, daß die jeweiligen verallgemeinerten Handlungsmöglichkeiten als gegenständlich produziert gleichzeitig ein Moment der Sozialstrukturen in ihrer den Individuen zugekehrten Seite sind, äußert sich in den unterschiedlichsten Kontexten und verleiht den potentiellen Gerbauchswerten der sachlich-sozialen Arrangements innerhalb einer Lokalität gleichzeitig eine Art von Tiefendimension. Dies schließt auch ein, daß man, indem man die jeweiligen gegenständlichen Handlungsmöglichkeiten realisiert, immer auch einen Beitrag zur Reproduktion der Sozialstrukturen (hier etwa der Institution Universität o.ä.) leistet, die sich in den Handlungsmöglichkeiten als Möglichkeiten "für" Individuen niederschlagen.

In diesen Darlegungen ist impliziert, daß durch die jeweils in einer Lokalität realisierten sozialstrukturellen Aspekte nicht nur verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten, sondern damit gleichursprünglich auch in den historisch bestimmten Widersprüchen, Unterdrückungsverhältnissen und Machtkonstellationen der Sozialstruktur liegende *Behinderungen* und *Beschränkungen* der Handlungsmöglichkeiten für die Individuen bestehen; d.h. konkret, daß hier in der Art der Ermöglichung des Handelns immer auch "Selbstverständlichkeiten" darüber enthalten sind, was in dieser Konstellation "unmöglich" ist, was also hier gerade *nicht* gesagt, getan oder gedacht werden kann. So ist es z.B. schon in der geschilderten Versuchsanordnung für die Beteiligten klar, daß Vp *innerhalb* dieser Anordnung den Sinn des Versuchs und der einschlägigen Aktivitäten von VI nicht anzweifeln wird. Sätze von Vp wie "ehe ich da mitmache, möchte ich erst einmal von Ihnen wissen, warum Sie das tun, wem das nützt, und wem es möglicherweise schadet", sind hier tatsächlich "unmöglich" - und Vp hat im Grunde mit der Zustimmung zur Beteiligung an dem Versuch gleichzeitig einem ungeschriebenen Vertrag zugestimmt, daß sie hier solche Fragen nicht (laut) stellen wird: Damit würden nämlich mit den konkreten Handlungen von VI die hier zugrundeliegende sozialstrukturell vermittelte Vorstellung von "Wissenschaft" und die Funktion, die der Universität dabei zukommt mit allen historisch gewordenen institutionellen und politischen Implikationen, also letztlich auch die Machtbeziehungen, in die das universitäre Bildungssystem einbezogen ist, in Zweifel gezogen - womit Vp mindestens den ersten Schritt dazu getan hätte, ihrer Funktion und Legitimation als "StudentIn" den Boden zu entziehen. - Ähnliche Zusammenhänge ließen sich für all die anderen Aktivitäten, die ich in meinen Beispielen dargestellt habe, aufweisen, was ich aber - da offenkundig - hier nicht ausführen will. Überall sind die konkreten Bedeutungskonstellationen als den Individuen zugekehrte Seite der Sozialstruktur so konstituiert, daß jeweils bestimmte Handlungsmöglichkeiten erst gar nicht "gesehen" werden, so daß die gegebenen Möglichkeiten subjektiv als "frei" erscheinen, da die Grenzen, an denen sich ihre Beschränktheit und Repressivität erweisen würde, erst gar nicht berührt werden - die Beteiligten quasi zwischen den realen Wänden wie in einem fiktiven freien Raum schwimmen.

Wenn man diese Zusammenhänge berücksichtigt, wird verständlich, warum etwa während der Studentenbewegung das schlimmste Verbrechen der revoltierenden Studierenden darin

bestand, Fragen zu stellen, die jenseits des sozialstrukturell Selbstverständlichen liegen und auch dann mit Fragen nicht aufhörten, wenn ihnen das Weiterfragen von den Professoren ausdrücklich verboten wurde. Das so herbeigeführte Ansinnen an die Professoren, Fragen zu beantworten, die sie nicht beantworten wollten oder konnten, ja, die sie bisher oft gar nicht als Fragen erkannt hatten, war tatsächlich ein "revolutionärer Akt" und so im doppelten Sinne "unerhört". Sicherlich war es der größte Erfolg der Studentenbewegung, den Raum möglicher Fragen an der Universität in einigen Punkten vergrößert zu haben - was nur über den Kampf um die Veränderungen der den Bedeutungsstrukturen korrespondierenden Sozialstrukturen angestrebt werden konnte und so stets bedroht ist, wobei bis heute von den Studierenden die größten Anstrengungen nötig sind, um die neuerliche Beschränkung des Frageraums zu verhindern bzw. wenigstens einen Rest davon als Basis für die Erweiterung der Handlungs- und Lebensmöglichkeiten an der Universität zu erhalten.

*Zweite, "psychologische" Vermittlungsebene: Handlungsgründe vom Standpunkt/aus der Perspektive des Subjekts; "Begründungsdiskurs"*

Der Bereich der "Bedeutungen" bzw. der "Kultur" wird (wie schon angedeutet) - etwa in der interpretativen Soziologie, der Sozialanthropologie oder auch der Ethnologie - gemeinhin als die Vermittlungsebene betrachtet, aus der die Handlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von den jeweiligen sozialstrukturellen Verhältnissen hinreichend erklärt werden können. In der Tat sind auf einer solchen Basis des "Verstehens" der menschlicher Aktivitäten aus den gesellschaftlich vermittelten "kulturellen" Gegebenheiten teilweise sehr aufschlußreiche Resultate erbracht worden - ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür sind Clifford Geertz frappierende "Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf" (1987, S. 202 ff). Dennoch ist die so gefaßte Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft zur grundbegrifflichen Charakterisierung der *Psychologie*, wie wir sie begreifen und entwickeln wollen, unzulänglich; und zwar deswegen, weil die Individuen hier nach wie vor - in diesem Punkt übereinstimmend mit dem von uns zu überwindenden "Reiz"-Konzept - als abhängige Größe der Verhältnisse aufgefaßt werden.

Am einfachsten verdeutlichen kann man sich dies, wenn man sich klar macht, daß in all solchen Bedeutungs-Ansätzen die individuelle Vergesellschaftung mehr oder weniger eindeutig nach dem Muster der "*Sozialisation*" (eines Lieblingsbegriffes verschiedenster Spielarten der Sozialwissenschaften) verstanden wird: Es sind demnach durch allerlei Sozialisationsagenturen vorangebrachte personale Lernprozesse im Laufe des Lebens, durch die die kulturellen Bedeutungskonstellationen von den Subjekten angeeignet, verinnerlicht o.ä. werden, so daß auf diesem Wege jedes Individuum seine kulturelle Prägung erhält und die kulturtypischen sozialen Umgangsweisen als selbstverständlich angeeignet werden. Man hat es hier also mit einer Art von Entsprechungsverhältnis zwischen den kulturellen Bedeutungsstrukturen einerseits und den personal-sozialen Verhaltenseigentümlichkeiten der Menschen einer bestimmten Kultur (natürlich spezifiziert nach der jeweils konkreten sozialen Lebenslage) zu tun, und "verstehen" heißt dabei nichts anderes, als die über die Sozialisation angeeigneten kulturellen Bedeutungskonstellationen - etwa in der Feldforschung - aus den scheinbar bloß aktuel-

len individuell-sozialen Handlungs- und Denkweisen, sozialen Umgangsformen etc. in ihrer kulturellen Prägung zu explizieren, etc.

Aus diesen wenigen Bemerkungen sollte schon deutlich geworden sein, daß innerhalb solcher weitverbreiteter Vorstellungen über die Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft der *Determinismus*, wie er dem Stimulus-Response- bzw. Variablenkonzept eigen ist, zwar in vielerlei Formen relativiert und unkenntlich gemacht, aber nicht eigentlich überwunden ist: Das Subjekt erscheint nach wie vor als abhängige Größe der Verhältnisse, hier: seiner gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen; Die Sichtweisen und Aktivitäten der Individuen werden nur aus den kulturellen Bedeutungskonstellationen gedeutet oder interpretiert: Das Subjekt selbst in seinen Intentionen, Handlungsentwürfen, Arten des Weltzugangs, etc. - also als Thema spezifisch *psychologischer* Analyse (in unserem Sinne) - hat innerhalb solcher Vorstellungen keinen Platz.

Wir haben - wie ausführlich dargelegt - in der Art und Weise, wie wir unser Bedeutungskonzept entwickelt haben, diesen Determinismus überwinden wollen, indem wir in umfangreichen Analysen "Bedeutungen" nicht als gesellschaftliche Handlungsbestimmungen, sondern als gesellschaftliche, institutionelle etc. *Handlungsmöglichkeiten* der Individuen entfaltet. Damit ist von uns einerseits gerade die "Offenheit" gegenüber dem Subjekt hervorgehoben, die in den üblichen Auffassungen von Bedeutungsstrukturen verstellt wurde, ja, nicht einmal als Problem gesehen werden konnte. Andererseits aber wird damit auch deutlich, daß wir unser früher ins Auge gefaßtes Ziel, die Herausarbeitung der Vermittlung zwischen Gesellschaftsstruktur und dem je einzelnen Subjekt damit keineswegs schon erreicht haben. Es stellt sich nämlich heraus, daß von der Ebene der Bedeutungsstrukturen, wenn man, wie wir, die Bedeutungen lediglich als gesellschaftlich produzierte sachlich-soziale *Handlungsmöglichkeiten* begreift, die Handlungen der Individuen mit Bezug auf diese Bedeutungen keineswegs schon hinreichend erklärt werden können. Aus bloßen Möglichkeiten geht nämlich keineswegs auch schon hervor, *wie das jeweilige Individuum sie denn nun tatsächlich in reale Handlungen umsetzen wird*. Im Begriff der Möglichkeit ist hier mitgemeint, daß es angesichts einer bestimmten Bedeutungskonstellation notwendigerweise (zunächst) unbestimmt viele Optionen gibt, sie in Handlungen zu realisieren: Und welche der Optionen das Individuum wählen wird, läßt sich aus dem Bedeutungsbegriff in seiner "Möglichkeiten"-Fassung keinesfalls ableiten. So steht, wenn man unser Vermittlungskonzept nicht weiter entfaltet, etwa die Vp im Experimentalraum 3b quasi lediglich kontemplativ vor einer Vielzahl dort in der Versuchsanordnung, den "Instruktionen" von VI etc. vorgegebenen Handlungsmöglichkeiten; wir haben bisher uns und ihm/ihr keinerlei Gesichtspunkte an die Hand gegeben, aus denen die Wahl einer bestimmten Handlungsmöglichkeit in ihrer Bevorzugung vor anderen verständlich werden könnte. Das gleiche gilt natürlich für alle anderen Szenen alltäglicher Lebensführung und ihre Konkretisierungen als Lokalitäten vergegenständlichter Handlungsoptionen: Das Subjekt muß hier angesichts bloßer Möglichkeiten aufgrund der Unterbestimmtheit der Vermittlungsebene der Bedeutungsstrukturen als Inbegriff produzierter Handlungsmöglichkei-

ten passiv und unentschlossen, richtiger gesagt: systematisch handlungsunfähig bleiben. Wir sehen also, daß wir unsere Aufgabe des Aufweises der Vermittlung zwischen Gesellschaftsstruktur und Individuum mit den bisherigen Konzeptualisierung keinesfalls schon gelöst haben, sondern der (wie sich zeigen wird) womöglich wichtigste Teil dieser Aufgabe noch vor uns steht.

Manchem mag die Lösung des damit benannten Problems schon auf der Zunge liegen: Was in der bis hierher entfalteten Begrifflichkeit noch fehlt, ist die Einführung des *Motivationsbegriffs*, woraus dann erklärlich werden würde, aus welchem Antrieb, aufgrund welcher antizipierten Bedürfnisbefriedigung, durch welche Art von gerichteter, zielorientierter Emotionalität o.ä. das Individuum jeweils gerade eine bestimmte und keine andere unter den vorgegebenen Möglichkeiten in eine Handlung umsetzt. Wenn wir das Motivationskonzept etwas eingehender hin- und herwenden, wird jedoch klar, daß dieses für die Lösung des anstehenden Problems in unserem bisherigen Argumentationskontext weitgehend ungeeignet ist. Dabei fällt zunächst auf, daß der traditionelle Motivationsbegriff, gleichviel, wie man ihn nun näher bestimmen will, keineswegs als Vermittlungskonzept zwischen Bedeutungsstrukturen als Handlungsmöglichkeiten und wirklichen individuellen Handlungen taugt. Es ist nämlich durch die Rede von der Motivation an keiner Stelle ein inhaltlicher Bezug zwischen einer, wodurch auch immer, "motivierten" Handlungsweise und den inhaltlichen Bestimmungen der Bedeutungen herzustellen, die doch die gesellschaftlich produzierten Möglichkeiten für die Handlungen bereitstellen sollen, womit auch der Zusammenhang zu den Sozialstrukturen, deren dem Individuum zugewandter Aspekt die Bedeutungsstrukturen darstellen, abgeschnitten ist. Der Grund für diesen Mangel liegt offensichtlich darin, daß das Konzept der "Motivation", wie es traditionellerweise gebraucht wird, schon wissenschaftssprachlich in einer Weise konstruiert ist, die es für seine Einordnung in das Stimulus-Response- bzw. Variablenschema i.w.S. prädestiniert: Etwa als zwischen unabhängige und abhängige Variable eingeschobene "Zwischenvariable", also eine quasi "innerpsychische" Dimension, die die jeweils individuelle Art der Ausrichtung des Individuums auf eine vorgegebene Reizkonstellation hin differenzierbar machen soll. Von da aus kommen wir zu dem im gegenwärtigen Diskussionszusammenhang prägnantesten Mangel des Motivationsbegriffs im gebräuchlichen Sinne: Wir haben durch die Fassung von Bedeutungen als Handlungsmöglichkeiten die *subjekthaft-aktive* Seite menschlicher Handlungen schon in einem wesentlichen Punkt ins Auge gefaßt: "Möglichkeiten" sind in unserem Kontext Möglichkeiten "für" ein bestimmtes Individuum, das diese aktiv umsetzen muß, womit sie "ihre/seine" Handlungen werden, die aufgrund ihrer/seiner personalen Optionen so und nicht anders ausgefallen sind. Dieser subjekttheoretisch-psychologische Denkansatz würde aber bei Verwendung des traditionellen Motivationsbegriffs wiederum zurückgenommen, indem die Motivation aus allerlei Reizeigentümlichkeiten, organismischen Zuständlichkeiten, Sozialisationsbedingungen etc. erklärt werden müßte, womit der Forscher hier wieder voll in seine Rechte als "Subjekt" der Theorienbildung und der Befund-Interpretation eingesetzt - d.h. der Gedanke der Handlungsmöglichkeit als

dem Subjekt gegebene und von diesem ausgehende Option total vom Tisch wäre. Wir dürfen uns fürderhin also keinesfalls auf Konzepte einlassen, mit denen die Chancen unseres Möglichkeitskonzeptes wieder zurückgebogen werden, sondern müssen im Gegenteil versuchen, den darin liegenden subjekttheoretisch-psychologischen Grundgedanken aufzunehmen.

Eine Möglichkeit, dabei voranzukommen, wäre der Versuch, das Motivationskonzept selbst so weiterzuentwickeln, daß seine Verhaftetheit im Stimulus-Response-Denken überwindbar ist und der gesellschaftliche Weltbezug menschlicher Handlungen schon in der Art der Begriffsbildung selbst zur Geltung kommt. Diese Möglichkeit ist von Ute Osterkamp (1975/1976) aufgegriffen; sie hat in umfassenden historischen Analysen die Antizipation gesellschaftlicher Handlungsanforderungen als Spezifikum menschlicher Motivation herausgehoben und dabei das für uns zentrale Konzept der individuellen Handlungsfähigkeit erarbeitet. Allerdings haben sich (nicht zuletzt unter Osterkamps Einfluß) innerhalb unseres subjektwissenschaftlichen Ansatzes inzwischen Entwicklungen vollzogen, von denen aus sich ein prinzipiell anderer wissenschaftslogischer Ansatz anbietet, in dem der Motivationsbegriff von Osterkamp (wie noch deutlich werden wird) zwar aufgehoben ist, der aber zur Klärung der Frage nach der Besonderheit der spezifisch psychologischen Wissenschaftssprache und Begriffsbildung - hinsichtlich des Typs des Redens/Schreibens über Psychologie - einen anderen Weg geht, durch den gegenüber der traditionellen Psychologie in all ihren Spielarten geradezu eine kopernikanische Wende hinsichtlich der Art der psychologischen Grundkonzepte und der daraus sich ergebenden methodologischen Konsequenzen vollziehbar ist. Im Mittelpunkt steht dabei die Konzeption der "*subjektiven Handlungsgründe*", dessen grundsätzliche, systembildende Qualität wir im folgenden schrittweise aufzuzeigen haben.

Er hat die und die *Motivation*, bzw. er hat den und den *Grund* eine bestimmte mit einer Bedeutungseinheit gegebene Handlungsmöglichkeit in wirkliche Handlungen umzusetzen; diese beiden Formulierungen erscheinen auf den ersten Blick vielleicht nicht sonderlich verschieden. Bei genauerer Analyse zeigt sich jedoch, daß zwischen der Rede von der "Motivation" und der Rede vom "Grund" hinsichtlich der wissenschaftslogischen und sprachlichen Konsequenzen sozusagen Welten liegen: Wenn ich hier nach der "Motivation" frage, so versuche ich quasi in bedingungsanalytischer Haltung vom Standpunkt des Forschers möglichst präzise die situationalen, personalen, individualgenetischen etc. Faktoren herauszuarbeiten, aus denen erklärlich wird, warum das Individuum im gegebenen Kontext gerade diese und keine andere Handlungsmöglichkeit umsetzt. Wenn ich dagegen nach dem "Grund" frage, spreche ich ausschließlich und dezidiert das jeweils involvierte Individuum an. Handlungsgründe sind (darüber bestehen etwa innerhalb der Analytischen Philosophie kaum Zweifel) immer "*erster Person*"; es sind stets "je meine" Gründe, von denen hier die Rede ist, also Gründe von meinem Standpunkt und von meiner Perspektive; wenn ich jemand anderen nach seinen Handlungsgründen frage, so geht es dabei um seine Gründe von seinem Standpunkt und seiner Perspektive. Sofern ich im psychologischen Kontext

Handlungsgründe einer Person anfrage, argumentiere ich also wissenschaftslogisch zwingend aus der Position einer "*Psychologie vom Subjektstandpunkt*" (in dieser Kurzformel ist "je mein" Standpunkt und "je meine" Perspektive natürlich mitgemeint). Damit befinde ich mich notwendig in einem anderen "modus dicendi", einer anderen "Diskursform", nämlich dem "*Begründungsdiskurs*", der mit dem früher beschriebenen "Bedingtheitsdiskurs" der traditionellen Psychologie in all ihren Spielarten in einem Ausschließungsverhältnis steht (ausführliche Darstellungen dazu finden sich - außer in vielen Zeitschriftenartikeln - etwa bei Holzkamp, 1983/85, Kap. 3 bis Kap. 7.5 und 1993/94, etwa Kap. 1).

Um die logische Struktur des Begründungsdiskurses in einem ersten Schritt zu kennzeichnen, weise ich zunächst auf den "impliziten" oder "inferenziellen" Charakter der Handlungsgründe hin. Es steht in diesem Kontext niemals zur Diskussion, ob der Handelnde tatsächlich Gründe für die Umsetzung gerade dieser und keiner anderen Handlungsmöglichkeit innerhalb einer Bedeutungskonstellation hatte. Wenn ich in Rechnung stelle, daß er auch ohne Gründe gehandelt haben könnte, verlasse ich automatisch den Begründungsdiskurs und wechsle in die Bedingtheitsdiskurs über. Innerhalb der Position der Handlungsgründe als Standpunkt erster Person ist vielmehr schon aus dem Faktum, daß die Handlung stattgefunden hat, unzweifelhaft ableitbar, daß er Gründe dafür gehabt haben muß. Ohne Gründe hätte er nicht gehandelt, bzw. (genauer): Ein "grundloses" Handeln ist im Kontext des Begründungsdiskurses weder denkbar noch sagbar.

Aus diesen Darlegungen geht schon hervor, daß mit "Gründen" in diesem Kontext nicht irgendwelche beliebigen Gründe bzw. Gründe lediglich im formallogischen Sinne gemeint sein können: Mit einer solchen bloß formalen Fassung wäre die von uns gesuchte neue Vermittlungsebene der Handlungsgründe zum "Füllen" der Lücke zwischen Bedeutungsstrukturen als Handlungsmöglichkeiten und wirklichen Handlungsumsetzungen noch keineswegs hinreichend verdeutlicht. Wenn ich z.B. sage, aus dem Umstand, daß die Handlung stattgefunden habe, gehe schon hervor, daß das Subjekt Gründe dafür gehabt haben müsse, so ist dabei vielmehr implizit mitgemeint, daß es "*gute*" Gründe gewesen sein müssen, aus denen das Individuum diese und keine andere Handlungsoption gewählt hat ("good reasons" mit einem treffenden und verbreiteten Terminus von William Dray). Die "Gründe" für die jeweils spezielle Umsetzung der bedeutungsgemäßen Handlungsmöglichkeiten in Handlungen müssen im *Lebensinteresse des Individuums, wie es von ihm/ihr selbst wahrgenommen wird*, gelegen haben. Erst mit dieser Formulierung ist der "implikative" oder "inferenzielle" (wenn man so will tautologische) Charakter der dargestellten Begründungsfigur vollends expliziert: Dieser liegt in der analytischen Formel, die in der Rede von den individuellen "Lebensinteressen" notwendigerweise impliziert ist: Das Postulat, *daß niemand bewußt gegen seine eigenen Lebensinteressen, wie er sie wahrnimmt, verstoßen kann*. Dies heißt natürlich nicht, daß jeweils ich nicht objektiv Fehler machen oder mich irren, auch nicht, daß ich nicht, ohne es zu wissen, gegen meine Lebensinteressen verstoßen kann. Hier ist lediglich vorausgesetzt, daß, wenn mir die Fehler, Irrtümer, Interessenverletzungen *bewußt* gewesen werden, ich (der Inten-

tion nach) *logisch notwendig anders gehandelt hätte*. Es gibt keine Prämissen, aus denen sich rechtfertigen ließe, daß das Subjekt in den genannten Fällen sich bewußt Schaden zufügen wollte (die hier gerne als Gegenargument angeführte Möglichkeit des Selbstmordes oder der masochistischen Selbstverstümmelung zieht natürlich nicht, da für das Individuum, mindestens im Augenblick der Tat, der Selbstmord als in seiner Sicht einzig verbleibende Möglichkeit des Entkommens aus Schmerz und Bedrängnis gewesen sein muß: anderenfalls hätte es die Tat nicht begangen; im Fall der Selbstverstümmelung ist deren aktueller Lustcharakter ja schon in der Qualifizierung "masochistisch" hervorgehoben; die Frage, ob das Subjekt später einmal den Selbstmord oder die Verstümmelung bereuen würde, ist in unserem Argumentationskontext irrelevant). Aufgrund des "inferenziellen" oder "implikativen" Charakters der von uns diskutierten Begründungsfigur haben wir früher den Ausdruck geprägt, der Satz, niemand könne sich bewußt selbst Schaden zufügen, sei das "einzige materiale Apriori der Individualwissenschaft" (1983/85, S. 350). - Zu fragen bleibt, wieweit man dabei gehen kann, im gegenwärtigen Argumentationszusammenhang das angeführte Wort von den "eigenen Lebensinteressen" noch weiter zu spezifizieren. Zunächst ist festzuhalten, daß hier mit "Interessen" nicht - in der gebräuchlichen Art - das Interesse an irgendwelchen außerhalb von mir selbst angesiedelten Inhalten oder Gütern o.ä. gemeint ist, sondern einzig das Interesse an *meinem Leben*. Insoweit kann man (was von uns in früheren Arbeiten auch oft getan wurde) das "eigene Lebensinteresse" als Interesse an der Erhaltung oder Erweiterung der eigenen *Lebensqualität* umschreiben. Wenn man noch einen Schritt weitergehen will, kann man die Lebensqualität selbst wiederum als *angst- und schmerzfreies, erfülltes und inhaltsreiches Leben charakterisieren*: niemand wird bewußt und freiwillig ein Leben wählen oder herbeiführen, daß für ihn durch Angst und Leere gekennzeichnet ist. Dies schließt aber ein (dies unser letzter Explikationsschritt), daß ich selbst *Verfügung über meine eigenen Lebensbedingungen* habe, jedenfalls soweit, daß ich durch meine eigene Tat die Angst vermeiden und die Voraussetzungen für ein erfülltes Leben bewahren oder schaffen kann: *Ausgeliefertheit an fremde Kräfte oder Mächte ist somit im Prinzip gleichbedeutend mit der Minderung der eigenen Lebensqualität*. So können wir meine Lebensinteressen, ohne dem Konzept Gewalt anzutun und es über seine genuine Bedeutung hinaus auszuweiten und zu verfälschen, immer, wenn es vom Argumentationszusammenhang her zweckmäßig erscheint, als *"Interesse an der Erhaltung/Erweiterung meiner Lebensqualität/Weltverfügung"* spezifizieren. Je meine Lebensinteressen sind also quasi die Basis, aus der es sich für mich "logisch" ergibt, welche Bedeutungen qua Handlungsmöglichkeiten in einer bestimmten Situation *"vernünftigerweise"* von mir in Handlungsintentionen/Handlungen umzusetzen sind. Die Formel "vernünftigerweise" hat dabei (wie bald ausgeführt wird) nichts mit "Vernunft" in irgendeinem verallgemeinerten philosophischen Sinne zu tun. Es handelt sich hier lediglich um eine Art von subjektiver Leitlinie, an der ich bemesse, in welche Richtung ich weiterdenken und -handeln muß, um meinen Lebensinteressen gerecht zu werden, mindestens aber: gegen diese nicht zu verstoßen. So gesehen können die "subjek-

tiven Handlungsgründe" auch als "*Prämissen-Gründe-Zusammenhänge*" spezifiziert werden, wobei der Terminus "Prämissen" hier den notwendigen Weltbezug der Handlungen umschreibt: Ohne daß bestimmte Bedeutungen/Handlungsmöglichkeiten zu Prämissen für reale Handlungen gemacht werden, können die interessenfundierte Handlungen nicht zur Realität werden.

Die nächste Frageebene, die sich aufgrund der bisherigen Überlegungen anbietet, ist das Problem, auf welche Weise man etwas über die "subjektiven Handlungsgründe", die wir insoweit expliziert haben, erfahren kann. Dabei ist hervorzuheben, daß ich ohne Kommunikationspartner über dessen Gründe schlechterdings nichts herauszukriegen vermag: Bedingungsanalysen hinsichtlich situationaler, personaler, individualgenetischer etc. Faktoren, aus denen die Gründe ableitbar sein könnten, sind hier (wie schon gesagt) in diesem Kontext logisch unmöglich, da ich mich damit evidenterweise selbst in das "Motivationsdenken" und damit den Bedingtheitsdiskurs hineinbewegt hätte. Vielmehr brauche ich, wenn ich etwas über seine Gründe erfahren will, notwendigerweise den anderen, ich muß ihn fragen können, und er muß bereit sein, meine Fragen zu beantworten. Dies heißt aber keineswegs, daß man über Handlungsgründe nichts auf wissenschaftlichem Wege erfahren kann, daß hier alles (in dem üblichen abschätzigen Sinne) subjektiv und beliebig ist. Wohl aber geht daraus hervor, daß wir es hier mit einer *Diskursform* zu tun haben, an die zwingend eine bestimmte Weise der Kommunikation und Erfahrungsgewinnung gebunden ist: Der *Modus intersubjektiver Verständigung* (im Ausschließungsverhältnis mit dem traditionellen Modus der Bedingungsanalyse). Dieser Verständigungsmodus ist logisch notwendig stets mitrealisiert, wenn ich mich in der Diskursform der subjektiven Handlungsgründe bewege: Hier steht dann nicht mehr zur Frage, *ob* der andere Gründe für sein Handeln hatte, sondern *welche* Gründe für sein (notwendigerweise begründetes) Handeln im Modus intersubjektiver Verständigung herausgefunden werden konnten. Das Resultat einschlägiger Verständigungsbemühungen kann dabei niemals sein: Er hatte keine Gründe, sondern nur (quasi schlimmstenfalls): ich habe trotz aller kommunikativen Bemühungen die *Gründe für sein Handeln nicht herausfinden können*. Diese Konstellation des Nichtwissens kann dabei durchaus unaufhebbar sein, es ist nicht auszuschließen, daß die Handlungsgründe des anderen für mich niemals erfahrbar sein werden (im Extremfall: weil er schizophran ist und die Verhinderung jeder Verständigung mit mir in seine "Symptomatik" von vornherein strategisch eingebaut ist). Dies alles *zwingt* mich aber nicht, den Begründungsdiskurs zu verlassen und in den Bedingtheitsdiskurs zu wechseln (etwa, indem ich nach Stoffwechselstörungen frage, aus denen die "Unverständlichkeit" seiner Äußerungen erklärlich sein könnte). Das Umschwenken auf den Bedingtheitsdiskurs ist (auf der Basis des Begründungsdiskurses) vielmehr selbst auf seine Gründe hin hinterfragbar, also ein Thema intersubjektiver Verständigung. Es handelt sich hier um keine sachlich erzwungene Denkbewegung sondern - formal gesehen - um jeweils meine Entscheidung (ich komme darauf zurück).

Damit man an dieser Stelle nicht in die Irre geht, ist eine grundsätzliche Klärung erforderlich, die vor weiteren Spezifizierungen des Konzeptes der subjektivi-

ven Handlungsgründe hier eingeschoben werden muß: In einschlägigen Diskussionen hört man, meist schon ziemlich bald, das "bescheidwisserische" Statement: Aha, was ihr hier zu entwickeln versucht, ist eine Spielart einer *rationalen Handlungstheorie*. Dies bedeutet einerseits, daß unsere Konzeption einen besonderen Typ von "Theorie" darstellen soll, die als kognitive Theorie von all jenen Theorien, bei denen die Emotionalität, das Unbewußte etc. im Mittelpunkt stehen, unterschieden ist, und bei denen andererseits notwendigerweise *externe Rationalitätsmaßstäbe*, intersubjektiv gültige *Normen*, an denen die Rationalität oder Vernünftigkeit der Theorie gemessen werden kann, vorausgesetzt werden müssen. Diese Interpretation scheint sich zwingend daraus zu ergeben, daß wir in unserer Konzeption von "Gründen", "Vernünftigkeit" etc. reden. Wir können Dementis geben, Korrekturen versuchen, nähere Erklärungen besteuern, so viel wir wollen: Man ist meist dennoch auf keinen Fall bereit, uns aus der Einordnung als "rationale" Theorie, die etwa im Gegensatz zur Psychoanalyse als Theorie des "Irrationalen" steht, zu entlassen. Besonders krass trat dies in der Diskussion zwischen einem vorwiegend traditionell ausgerichteten Publikum und Vertretern des subjektwissenschaftlichen Ansatzes (Klaus Holzkamp, Wolfgang Maiers, Morus Markard, etc.) sowie Kollegen, die diesem Ansatz nicht fernstehen (Jochen Brandtstädter, Lutz H. Eckensberger, etc.) auf einem Colloquium des Trierer Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (1992) hervor, wo von vielen Kollegen die Auffassung, die Kritische Psychologie sei eine rationale Handlungstheorie, trotz unserer verzweifelten Proteste unbeirrt wiederholt wurde, was gelegentlich dazu führte, daß die Gespräche hart an die Grenze konventioneller Höflichkeit gerieten. Besonders beliebt war dabei etwa der Verweis auf die Theorie der Urteilsheuristiken von Kahneman & Tversky als Muster für eine rationale Handlungstheorie, wobei unsere permanenten Hinweise, daß diese Theorie mit unserem Ansatz absolut nichts zu tun habe, schlechterdings nichts fruchtete. - In anderen Diskussionszusammenhängen (die ich hier nicht weiter ausführen will), wird unser Konzept der "subjektiven Handlungsgründe" mehr philosophisch gedeutet und dabei in die Nähe der zeitgenössischen Auseinandersetzungen über "Rationalität" als Entwicklungsprinzip der "Moderne" gerückt. Naheliegender scheint es dabei, einen Zusammenhang mit Habermas' "Theorie des kommunikativen Handelns" (1988) herzustellen, deren gesamter erster Band unter dem Motto "Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung" steht; der Umstand, daß Habermas seinen "Rationalitäts"-Begriff mit Selbstverständlichkeit *normativ* (im Sinne eines externen Rationalitätsmaßstabes) versteht (so redet er z.B. von den Problemen der "Verwendung eines (ja stets normativ gehaltvollen) Rationalitätsbegriffs" (S. 8), kommt solchen Einordnungen natürlich sehr entgegen.

Man könnte mancherlei Überlegungen darüber anstellen, warum man uns gerade unser Konzept der "subjektiven Handlungsgründe", so wie es da steht und gemeint ist, nicht lassen will. Mit Bezug auf die Psychologen scheint mir die Vermutung nahe zu liegen, daß man uns durch die spezifizierende Einordnung als "rationale Handlungstheorie" irgendwie vom Halse schaffen will, damit unserer grundsätzlichen Kritik an der Theorienbildung und Wissenschaftssprache der ge-

samten traditionellen Psychologie - woraus sich ja gravierende Konsequenzen für das eigene Denken und Forschen ergeben könnten - aus dem Wege gehen kann. In jedem Falle aber ist der Versuch für mich unerlässlich, den hier vorliegenden Mißverständnissen und Fehldeutungen diesmal so differenziert und gründlich zu begegnen, daß diese von allen halbwegs Wohlmeinenden und Interessierten künftig vermeidbar sind. Sofern nämlich auch nur ein Rest der geschilderten rational-normativen Interpretation unseres Ansatzes übrigbliebe, wäre mit einem adäquaten Verständnis des von uns versuchten Gesamtentwurfes einer Psychologie jenseits des Variablendenkens und Bedingtheitsdiskurses kaum zu rechnen.

Ein erster Punkt, der hier beachtet werden muß, und der allen anderen vorausgeht, ist der Umstand, daß es sich mit unserer Konzeption der "subjektiven Handlungsgründe" weder um diese oder eine andere, sondern um *überhaupt keine "Theorie"* i.e.S. handelt. Vielmehr versuchen wir hier eine *phänographische Umschreibung* der Modalitäten intersubjektiven Umgangs: Wir setzen voraus, daß die verbale Kommunikation zwischen Menschen stets und notwendigerweise in Termini von Prämissen, interessenbezogenen ("guten") Gründen, Handlungsintentionen sowie (ceteris paribus) Handlungen erfolgt. Um diese u.E. spezifische Kommunikationsweise terminologisch herauszuheben, reden wir (wie gesagt) von einer besonderen Diskursform, dem *Begründungsdiskurs* als Medium zwischenmenschlichen Verkehrs, in Abhebung vom "*Bedingtheitsdiskurs*", der als Rede-weise in Termini von "Stimuli-Responses" bzw. abhängigen und unabhängigen Variablen spezifiziert werden kann, und dessen Verknüpfungsmodus in jedem Falle nicht die Beziehung zwischen Prämissen und Gründen etc., sondern die Beziehung von "*Ursachen*" und "*Wirkungen*" ist. Die Charakterisierung der zwischenmenschlichen Umgangsweise als Begründungsdiskurs ist unserem Anspruch nach quasi diesseits jeder speziellen Theorie angesiedelt: Er gilt - wenn seine Geltung denn überhaupt anerkannt wird - ausnahmslos für jede psychologische Theorie - ja er ist, wie immer deutlicher werden soll, geradezu das Markenzeichen jeder tatsächlich psychologischen Theorie. Allerdings sind solche Überlegungen an dieser Stelle noch verfrüht: Gegenwärtig reden wir vom Begründungsdiskurs als Umgangsmodus zwischenmenschlicher Beziehungen überhaupt, also auch im täglichen Leben, innerhalb der alltäglichen Lebensführung, während die Schlußfolgerungen für die Konstruktion psychologischer Theorien und die Konstituierung psychologischer Wissenschaftssprache erst im nächsten Kapitel genauer diskutiert werden sollen.

Phänographische Umschreibungen sind, da keine Theorien, weder zu bestätigen noch zurückzuweisen. Sie beziehen ihre angestrebte Verbindlichkeit aus der Voraussetzung, daß jeder andere, der sich dem jeweils kritischen Sachverhalt intensiv zuwendet, die phänographische Umschreibung als *auch auf sich zutreffend* akzeptieren wird. Widersprüche gegen phänographische Aussagen sind also nicht als logische Einwände, auch nicht als Hinweise auf die Evidenz konträrer Fakten o.ä., sondern allein als Hinweise darauf zu formulieren, daß ich das jeweils umschriebene Phänomen aber anders erfahre, daß mir etwa interpersonale Kommunikation durchaus anders als im Begründungsdiskurs, nämlich sehr wohl als Zur-

Geltung-Bringen kausaler Zusammenhänge im Bedingtheitsdiskurs o.ä., begegnen kann. Die Auseinandersetzung verläuft dabei stets in Form der Auswicklung weiterer Konsequenzen und in der Nachfrage, ob der Kontrahent in Ansehung seiner eigenen Erfahrung denn auch die jeweils nächste Konsequenz seiner konträren Auffassung noch zu vertreten und mitzutragen bereit ist. Eine in diesem Kontext für uns naheliegende Verteidigungsfigur ist z.B. der Hinweis darauf, daß Handlungsgründe (wie dargelegt) stets "erster Person" sind, also dabei von "je mir" die Rede ist, während eine solche Spezifizierung im Bedingtheitsdiskurs, wo es um "neutrale" Kausalbeziehungen im Modus "dritter Person" geht, schlechterdings nicht ausdrückbar ist. Ebenso kann im Rahmen des Bedingtheitsdiskurses der Beziehungscharakter, d.h. die *Reziprozität*, zwischenmenschlichen Umgangs keineswegs versprachlicht werden: Hier ist immer nur "einseitig" die Wirkung einer Ursache oder die Ursache einer Wirkung zu verbalisieren: Die "Ursache" ist in der "Wirkung" nicht phänomenal präsent, sondern bleibt stets ein dieser gegenüber "äußerlicher" Sachverhalt (die Rede von der "Wechselwirkung" darf also nicht wörtlich genommen werden; eine "Wechselwirkung" im strengen Sinne ist innerhalb von Kausalbeziehungen schlechterdings nicht möglich; allenfalls handelt es sich hier um eine etwas laxe Umschreibung der sachlichen Verklammerung von, gleichwohl zeitlich getrennten, Ursachen und Wirkungen). Mit alldem hängt zusammen, daß Aussagen über Ursachen bzw. Wirkungen grundsätzlich nicht *wechselseitig erwidierbar* sind: Wenn ich etwa vom VI als "Reiz-Reaktions-Mechanismus" fingiert bin, der auf bestimmte Stimuli im Modus der Kausalität Responses produzieren soll, so habe ich dazu grundsätzlich nichts zu sagen. Wenn ich aber dennoch etwas sage, etwa feststelle, daß die Beleuchtung zu schlecht ist, um die mir hier als "Stimuli" dargebotenen Linien hinreichend zu identifizieren, so verlasse ich - sicherlich zu dessen Ärger - das von VI inszenierte Kausalitätsspiel und wechsle in meiner Anrede in den Begründungsdiskurs über; beides: eine erwidernsfähige Anrede und ein Verharren im Bedingtheitsdiskurs, ist eben nicht gleichzeitig möglich (ich werde derartige Überlegungen später noch viel genauer ausführen).

Die Beziehungsform "subjektiver Verständigung" im Begründungsdiskurs ist keineswegs, wie man vielleicht meinen könnte, an die gleichzeitige Anwesenheit zweier Personen, die hier wirklich "intersubjektiv" in Beziehung treten, gebunden. Zur vollständigen Entfaltung dieser Konzeption genügt vielmehr der Bezug auf *eine einzige Person*. Der Grund hierfür ist die eigentümliche Art und Weise, in der einzelne Menschen zu interessenfundierten Handlungsintentionen/Handlungen kommen können: Die Entstehung solcher Begründungsfiguren ist nämlich so eng an die Intersubjektivität des Erwägens, Planens und Aushandelns gebunden, daß bei Abwesenheit anderer Menschen das Individuum quasi mit sich selbst in Dialog tritt, Selbstgespräche führt und sich so quasi in innerem Sprechen "verdoppelt" (vgl. dazu ausführlich [Holzkamp, Red.] 1993/95, S. 258ff). Diese Verdoppelung kann sich einmal darin äußern, daß man, in Selbstaufforderungen, Selbstinstruktionen, Selbstkommentaren, Fragen an sich selbst, etc., direkt Beziehungen zu sich aufnimmt (nun mach doch! Pass auf! Wie ging das bloß noch?

Wie meint der das eigentlich?), aber auch schon darin, daß man sich quasi lediglich selbst zuhört, seinen eigenen Gedanken lauscht, dabei u.U. eine Art Metaebene herstellt, von der aus meine Überlegungen in "zweiten Gedanken" (Michael Butler) reflektiert, und so vielleicht in eine andere Richtung gelenkt werden. - Die Frage, "wer", wenn ich sage "ich" höre "mir" zu eigentlich "wer" - bzw. "ich" und "mir" - ist, ist nicht leicht zu beantworten. Jedenfalls scheint es mir falsch zu sein, dabei in irgendeiner Weise an verschiedene "innere" Personen zu denken, die hier miteinander in Kontakt treten - etwa nach dem Modell der Freudschen Unterscheidung zwischen "Ich", "Es" und "Über-Ich", die als in einer echten Herrschaftsbeziehung stehend gedacht sind, wobei das "Es" und das "Über-Ich" gemeinsam dazu angetreten sind, das "Ich" als das "arme Ding" (wie Freud es ausdrückt) zu knechten: Dabei handelt es sich, soweit ich sehe, eher um therapietaktische Vorkehrungen als um Versuche treffender phänographischer Umschreibungen. Ich würde eher dazu tendieren, die benannte "Verdoppelung" als genuines Merkmal der Gegebenheitsweise menschlicher Subjektivität anzusehen: Quasi als "implizite Intersubjektivität", in deren Explikation erst die vielfältigen sozial-sachlichen Weltbezüge entstehen, durch welche die verschiedenen Formen menschlicher Handlungsfähigkeit möglich sind (s.u.).

Das "innere Sprechen" kann für mich mit verschiedener Deutlichkeit zutage treten, von bloß impliziten, quasi tonlosen Kurzformeln über "innere" Ausformulierungen, deren Funktion für mich gerade in deren angestrebter Deutlichkeit liegt, bis zu expliziten Selbstgesprächen, die sich in lautem Sprechen artikulieren und bei Gelegenheit in laute Äußerungen an andere übergehen können. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, was hier das Dominante bzw. Primäre ist: Die reale Kommunikation mit anderen oder das innere Sprechen. Naheliegend ist es, das innere Sprechen als Abkömmling des lauten Sprechens zu betrachten: So vertrat Wygotski, auf den der Terminus "innere Sprache" zurückgeht, die Auffassung, diese entstehe während der kindlichen Entwicklung durch einen Übergang vom lauten zum leisen Selbstgespräch. Aber auch Erwachsene, in Drucksituationen, wenn sie allein sind oder alt zu werden beginnen, pflegen ja nicht selten wiederum den Rückweg vom leisen zum lauten Selbstgespräch anzutreten. Allgemein gesehen finde ich die Frage nach der genetischen oder funktionalen Dominanz des einen vor dem anderen mehr oder weniger müßig oder falsch gestellt: Tatsächlich bilden m.E. inneres und äußeres Sprechen eine Art von polarer Einheit, durch die das eine ohne das andere nicht denkbar und möglich ist: So werden laute Äußerungen, wenn auch oft nur rudimentär, durch Ansätze inneren Sprechens, quasi als eine Art von innerem "Ausholen" oder "Probesprechen", vorbereitet. Umgekehrt pflegen laute Äußerungen, mögen sie von einem selbst oder von einem anderen stammen, im inneren Sprechen auf verschiedene Weise "nachzuklingen", mit Bezug auf eigene Äußerungen etwa nach Art einer selbstkritischen Räsonanz (warum habe ich das nicht deutlicher formulieren können? Was ich eigentlich sagen wollte, ist nicht 'rübergekommen. Ich muß das nächste mal unbedingt noch...), mit Bezug auf die Äußerungen anderer etwa als "nachgehender" Ärger verschiedener Art (wie konnte der mir sowas anbieten! Er hat sich

so aufgebläht, daß eine passende Antwort unmöglich war. Warum fällt es mir so schwer, im richtigen Moment das Wort zu nehmen?). Den meisten von uns ist wahrscheinlich daß Phänomen der "nachtragenden Rede" bekannt, wo ich in perfekter Formulierung mir selbst all das sage, was ich im Gespräch nicht loswerden konnte.

Im Ganzen gesehen hat, wie man es auch dreht und wendet, m.E. das innere Sprechen gegenüber dem äußeren auf jeden Fall die Besonderheit, daß das Auftreten des äußeren Sprechens von der jeweiligen sozialen Gelegenheit abhängig ist, während das innere Sprechen quasi omnipräsent ist. Ich bin stets irgendwie verbal mit mir zugange, vom Aufstehen bis zum Zu-Bett-Gehen (und vielleicht sogar noch in meinen Träumen). Der innere Selbstumgang ist sozusagen das Medium, das den Hintergrund und Kontext für meine gesamte Lebenstätigkeit bildet - wobei die Veräußerlichung und Vergegenständlichung meines inneren Sprechens in lauten Sprachäußerungen nur eine - wenn auch zentrale - Funktion des inneren Sprechens darstellt. In jedem Falle kann man m.E. weder die Entstehung noch die Aneignung noch auch das Lernen des Sprechens hinreichend verstehen, wenn man die Analyse des inneren Sprechens - in der unverkürzten Form - in der ich es dargestellt habe - dabei ausspart. Und der soziale Zugang zum anderen (in Freundschaft, Liebe etc.) ist zentral davon abhängig, wieweit ich den Weg zur Welt seines inneren Selbstumgangs finden kann, wieweit er mich also an dem teilnehmen läßt, das er über die Welt und andere Menschen "für sich" meint, bzw. beiseitespricht. - Für uns ergibt sich aus alledem die Konsequenz, daß wir bei unseren Analysen der intersubjektiven Verständigung im Medium des Begründungsdiskurses uns nicht auf Äußerungen beschränken dürfen, sondern die Gesamtheit und das Zueinander der entäußerten und der für sich selbst vollzogenen Aspekte subjektiver Handlungsbegründungen in den Blick nehmen müssen.

Aus dem bisher Gesagten dürfte schon hervorgegangen sein, daß man den Umgangsmodus subjektiver Handlungsgründe total mißdeutet, wenn man unterstellt, es handle sich hier um eine "rationale Theorie", die sich an *allgemeingültigen Normen* darüber, woran sich Rationalität bemißt, stützt. Die Such- und Klärungsaktivitäten am Maßstab subjektiver Handlungsgründe haben zwar - wie gesagt - einiges mit "Vernünftigkeit" zu tun, jedoch werden die Maßstäbe dafür vom jeweiligen Subjekt in Abhängigkeit von der gegebenen Prämissenlage und der Art seiner Lebensinteressen, wie es sie selbst wahrnimmt, immer wieder neu konstituiert. Man könnte, falls man so wollte, die menschlichen Handlungen an der Leitlinie des Begründungsdiskurses als Ersatz für die instinktiven Aktivitätsregulierungen im vormenschlichen Bereich einstufen: Der Mensch "weiß" nicht mehr aufgrund seiner genetischen Ausstattung o.ä., was in einer bestimmten Situation im lebenserhaltenden Sinne zu tun ist, sondern er muß sich angesichts der jeweiligen Prämissenlage selbst ein Urteil darüber bilden; d.h., er muß permanent selbst versuchen, auf der Basis seiner Lebensinteressen, wie sie sich gerade aktuell ausprägen, in Ansehung der gegebenen Bedeutungsstruktur Prämissen für sein Handeln zu extrahieren, aus denen sich Handlungsintentionen/Handlungen im Einklang mit diesen Interessen ergeben. Er handelt hier "vernünftig" in dem

Sinne, daß er immer wieder herauszufinden versucht, was er in einer bestimmten Scene seiner Lebensführung tun, und was er lassen muß, um sich selbst zu nützen, mindestens aber nicht zu schaden. Dabei ist dieses ganze Unterfangen, anders als auf subhumanem Niveau, äußerst risikoreich, da weder aus den Bedeutungskonstellationen noch den wahrgenommenen Lebensinteressen für sich genommen schon hervorgeht, was für mich jeweils "gut" und nützlich ist, und was nicht. Vielmehr muß das Subjekt jeweils selbst die in seiner Sicht für die Problembewältigung relevanten Bedeutungen selegieren, daraus die adäquaten Prämissen ableiten, um so u.U. zu angemessenen Handlungsintentionen/Handlungen zu gelangen. Demnach gibt es hier eben gerade *keine* allgemeinen Rationalitätsnormen, die einem eine sichere Orientierung geben können. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß sich unter den kulturell tradierten Bedeutungskonstellationen bekanntlich auch solche befinden, die man am Maßstab verbindlicher Rationalitätsnormen als "Unsinn", "Vorurteile" oder "Aberglauben" einstufen würde. Die Realisierung des Begründungsdiskurses ist keineswegs daran gebunden, solchen "Unsinn" zu vermeiden. Auch wenn etwa die außerhalb rationaler Maßstäbe liegenden Bedeutungskonstellationen, z.B. "Treffen am Freitag, dem 13., keine wichtigen Entscheidungen", "Steige nicht verkehrt herum in deine Schuhe", "Klopfe auf Holz, wenn jemand etwas 'beschreit'" etc., als Grundlage für die Extraktion von Prämissen und die Ableitung interessengegründeter Handlungen genommen werden, sind die Bestimmungen des Begründungsdiskurses genau so erfüllt wie bei der Selektion allgemein als rational anerkannter Bedeutungskonstellationen /Handlungsmöglichkeiten. Ja, selbst, wenn man, etwa in psychotischen Zuständen, Bedeutungszusammenhänge wahnhaft konstruiert oder halluziniert, sind auf dieser Basis gestiftete Begründungsfiguren etc. ohne jede Einschränkung als Erscheinungsformen des Begründungsdiskurses zu betrachten. Daraus wird einmal mehr deutlich, daß wir es hier keineswegs mit einer "Theorie" zu tun haben, in der festgelegt ist, wie man "richtig" oder "logisch" denken soll, sondern eben mit einer bestimmten *Diskursform* intersubjektiven Umgangs, die zentral durch den Nexus zwischen Bedeutungen, Begründungen, und Handlungsintentionen/Handlungen spezifiziert ist - einerlei, auf welche Weise, wie "richtig" oder "falsch", die einzelnen Instanzen dabei inhaltlich gefüllt sind. Entsprechend liegt die einzige Möglichkeit, den Begründungsdiskurs in seiner Besonderheit zu qualifizieren, darin, ihn vom *Bedingtheitsdiskurs*, dessen Nexus nicht als *Bedeutungs-/Begründungszusammenhang*, sondern als *"Ursache-Wirkungs-Zusammenhang"* spezifiziert ist, abzuheben. Es geht hier nicht um die Realitätsprüfung von Theorien, sondern um die *Qualifizierung spezifischer wissenschaftlicher Sprachmodi*. Man muß kapieren, daß es ein Unterschied ist, ob man sagt, "der Topf kocht über, weil die Herdplatte zu heiß ist", oder "der Topf kocht über, weil er den Koch ärgern will". Und man sollte weiterhin kapieren, daß es *nur der zweite Aussagemodus ist, der als "Begründungsdiskurs" die (recht verstandene) psychologische Wissenschaftssprache konstituiert* (weshalb hier auch von "Töpfen" in der genannten Art nicht die Rede ist), während Aussagen im Kausalnexus, etwa Aussagen über Stimulus-Response-Verbindungen, weil sie der Psychologie rettungslos den sie aus-

zeichnenden intersubjektiven Umgangsmodus entziehen, hier schlechterdings nichts zu suchen haben (dies wird im nächsten Kapitel genauer ausgeführt).

Wenn es sich bei dem Konzept der "subjektiven Handlungsgründe" dem Anspruch nach um das allgemeinste Merkmal des Umgangs zwischen Menschen, sofern sie Thema der Psychologie sind, handelt, so können psychologische Theorien sich grundsätzlich nicht durch eine geringere oder größere Affinität zum "Begründungsdiskurs" unterscheiden. Der "Begründungsdiskurs" liegt ja, als eine Art von Metadiskurs, allen Theorien in der Psychologie gleichermaßen zugrunde, oder er verfehlt von vornherein seine Funktion, wie sie von uns charakterisiert worden ist. Demnach ist es nichts anders als ein - sich an irgendwelchen Oberflächenmerkmalen orientierendes - Kardinalmißverständnis, daß die Konzeption der "subjektiven Handlungsgründe", da sie mit Konzepten wie "Begründetheit" und "Vernünftigkeit" operiere (also, wie man unbeirrbar repetiert), in besonderem Maße mit "Rationalität" zu tun habe, wenigstens ein bißchen mehr in die Nähe der kognitiven Theorien gehört als etwa die Psychoanalyse, die dem Vernehmen nach besonders mit dem "Irrationalen" befaßt sein soll. Ich will dieser so verfehlten wie unausrottbaren Argumentation - mit Bezug auf die Psychoanalyse - hier etwas genauer nachgehen, wobei ich mich auf einen früheren Beitrag zu diesem Problem stützen kann (vgl. 1993/95, S. 29f).

Die Kritik psychologischer Theorien, etwa der Psychoanalyse, am Begründungsdiskurs als von uns postulierter Metatheorie der gesamten Psychologie, müßte grundsätzlich auf der Behauptung fußen, die jeweilige Theorie sei in Termini des Begründungsdiskurses nicht formulierbar, bzw. - umgekehrt - aus den Konzepten des Begründungsdiskurses seien die zentralen Termini der Theorie nicht widerspruchsfrei und bruchlos abzuleiten. Im gegenwärtigen Fall würde dies bedeuten: Die Grundkonzepte der Psychoanalyse - insbesondere das "Unbewußte" mit all seinen Derivaten - seien prinzipiell nicht im Kontext des Zusammenhangs von Bedeutungen, interessenfundierten Begründungen und Handlungsintentionen/Handlungen ausdrückbar. Ein in diesem Zusammenhang immer wieder gehörter Einwand besteht in der Behauptung, die Grundoperationen des Begründungsdiskurses könnten nur als vom Subjekt *bewußt* vollzogen gedacht werden, so daß das "Unbewußte" in diesem Argumentationszusammenhang eben *nicht* konzeptionell abbildbar sei. Entsprechendes wird vom Konzept des "Irrationalen" behauptet: Das besondere Verdienst der Psychoanalyse liege gerade darin, daß sie die irrationalen Impulse im Menschen erforscht habe, während, wo es um die im eigenen Lebensinteresse "vernünftigen" Handlungskonsequenzen aus den jeweiligen Prämissen o.ä. ginge, das Irrationale eben keinen Platz haben könne.

Die Irrtümer und Mißverständnisse dieser Argumentation liegen m.E. wiederum in der allfälligen Verwechslung zwischen psychologischen Einzeltheorien und der Diskursform, in deren Medium solche Theorien gebildet und kommunizierbar gemacht werden: Die Alternative zur Formulierung etwa der Psychoanalyse im Begründungsdiskurs wäre, wie wir ausführlich dargelegt haben, deren Formulierung in Termini des Bedingtheitsdiskurses, also des Kausalnexus. Lassen sich die benannten psychoanalytischen Grundbegriffe nun aber tatsächlich adäquater und

widerspruchsfreier in Termini des Bedingtheitsdiskurses formulieren? Es ist, wie mir scheint, ziemlich offensichtlich, daß etwa der (gelegentlich wirklich unternommene) Versuch, das Unbewußte *als* Unbewußtes aus dem Bereich der menschlichen Erfahrung bzw. intersubjektiven Verständigung auszugrenzen und den (dem Kausalnexus unterliegenden) Naturtatsachen zuzuschlagen, radikal am Problem vorbeigehen muß: Wenn der Milchtopf überkocht, so wird man sicherlich nicht sagen können, er tue dies "mit Bewußtsein"; daraus aber dem Schluß zu ziehen, der Milchtopf handle, wenn er überkocht, "unbewußt", ist aber dennoch offensichtlich Nonsens: Vielmehr muß man davon ausgehen, daß es sich hier um ein Geschehen handelt, das weder "bewußt" noch "unbewußt" ist, und zwar einfach deswegen, weil im Kontext des Bedingtheitsdiskurses die Verwendung des Begriffspaars "bewußt-unbewußt" generell einen eklatanten Kategorienfehler darstellt. Vielmehr muß ich, wenn ich von einer Handlung behaupte, sie sei "unbewußt", voraussetzen, daß sie im Prinzip auch "bewußt" sein könnte; zugespitzter: daß "unbewußt", da es dem Sprachmodus des Begründungsdiskurses angehört, genau genommen nichts weiter ist, als eine besondere Erscheinungsform des "Bewußten"; das "Unbewußte" kann nur im Sprachraum des "Bewußten" überhaupt gedacht werden; wenn ich das "Unbewußte" aus diesem Sprachraum entfernen will, so habe ich den Begriff selbst (und damit die gesamte Psychoanalyse) abgeschafft. (Einer solchen Abschaffung der Psychoanalyse machen sich im übrigen alle schuldig, die versuchen, die Psychoanalyse als "Naturwissenschaft" zu konstituieren. Das "Unbewußte" hat nur im Sprachbereich intersubjektiven Verstehens Realität, und dies ist eben in Termini des Bedingtheitsdiskurses nicht zu fassen; vgl. dazu etwa Holzkamp 1986).

Wenn man aus der Distanz den Blick auf die Psychoanalyse richtet, so wird einem klar, daß sie wohl die erste psychologische Disziplin ist, die ihre Begriffe konsequent auf der Basis des Begründungsdiskurses aufgebaut hat. So konstituiert sie das "Unbewußte" (als Begriff und Erfahrung) aus den Lücken und Brüchen "begründeter", "vernünftiger" Lebensentwürfe; der Dialog zwischen Therapeut und Patient ist hier also nur möglich, wenn dabei das Erfordernis, seine Handlungen aus den eigenen Interessen zu begründen, als Basis akzeptiert wird. Entsprechend wird die subjektive Notwendigkeit und Funktion der "Verdrängung" ins Unbewußte nur als Versuch begreifbar, den Diskurs einer aus den eigenen Lebensinteressen (wie ich sie wahrnehme) begründeten, "vernünftigen" Lebensführung trotz damit nicht zu vereinender "anstößiger" Impulse in seiner Geschlossenheit aufrechtzuerhalten, und so - meist unter mehr oder weniger gravierendem Realitätsverlust - einen Rest von Handlungsfähigkeit aufrecht zuerhalten, etc. Die gängige Auffassung, die Psychoanalyse sei auf das "Irrationale" spezialisiert (und deswegen mit unserem Grundkonzept unvereinbar) ist also mindestens äußerst kurzsichtig. Tatsächlich versucht Freud (theoretisch und in der Therapie) das "Irrationale" durch seine analytische Aufdeckung überwindbar zu machen ("wo Es ist, soll Ich werden"). Die "Vernunft" (im Sinne "vernünftiger" Lebensführung) ist mithin für die Psychoanalyse der zentrale Lebenswert, dem Freud (und die recht verstandene Psychoanalyse) unauflösbar verpflichtet ist (womit das

Konzept der "subjektiven Handlungsgründe" ebenso unabdingbar ihre diskursive Basis bildet). So sagt Freud in einer der wenigen Passagen, in denen er sich auf seine eigenen philosophischen Grundlagen bezieht: "...die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat"..."auf die Dauer kann der Vernunft und der Erfahrung nichts widerstehen (Freud, FGW 14, S. 377 bzw. 378; vgl. zu diesem Abschnitt Holzkamp 1993/95, S. 30).

### *Begründungsdiskurs und alltägliche Lebensführung*

Nachdem wir die beiden Vermittlungsebenen zwischen Sozialstruktur und Lebensführung, die Ebene der Bedeutungen und die Ebene der subjektiven Handlungsgründe, soweit dargestellt haben und gegen Mißverständnisse sichern wollten, können wir nun zur Analyse des Gegenstandes der Psychologie, "alltägliche Lebensführung", zurückkehren und auf der Grundlage unserer neuen Begrifflichkeit einige weitere Klärungen und Präzisierungen versuchen.

Was dabei vielleicht zunächst sichtbar wird, ist der Umstand, daß der Unterschied zwischen den soziologischen Konzepten alltäglicher Lebensführung und dem von uns angezielten psychologischen Ansatz sich erst jetzt hinreichend verdeutlicht: Es fällt auf, daß weder bei Max Weber noch in den neueren Untersuchungen etwa aus dem erwähnten Sonderforschungsbereich 333 der Münchener Universität von den subjektiven Handlungsgründen der Individuen systematisch die Rede ist. So wird in den vielfältigen empirischen Studien der Münchener die "Welt" der interviewten Subjekte fast durchgehend in Termini von deren Berufssituation dargestellt: "Arbeiterinnen und mittlere(n) Angestellte aus der Industrie mit Gleitzeitregelung", "hochqualifizierte Computerfachleute eines internationalen Rechenzentrums mit Voll-Konti-Schicht", "Altenpflegerinnen in unterschiedlichen Wechselschichten" etc. (Jurczyk und Rerrich, 1993 [a, Red.], S. 16). Zwar sind dabei die beruflichen und familialen Verhältnisse, privaten Lebensgewohnheiten, etc. der Betroffenen ausführlich, teilweise veranschaulicht durch lange Gesprächsausschnitte, dargestellt. Die subjektive Sichtweise der Interviewten erscheint dabei aber durchgehend nur in den Worten der ForscherInnen; auch Zitate gehen nur über die Interpretationen der Wissenschaftlerinnen in den weiteren Text ein. Der Standpunkt/die Perspektive der Subjekte kommen als selbständige begriffliche und methodologische Instanz nicht vor. Wenn etwa in der Münchener Gruppe (vgl. etwa Voß 1991, S. 10f) und anderen Bereichen der Soziologie oder soziologienahen Psychologie von "Subjektorientierung" die Rede ist, so stets in diesem verkürzten Sinne: Der *Forscher* bezieht sich auf die Subjektivität der Interviewten o.ä., sie werden also dem "Standpunkt dritter Person" unterworfen. Eine Veränderung des gesamten konzeptionell-methodischen Ansatzes zur Ermöglichung einer Soziologie vom Subjektstandpunkt o.ä. ist nirgends zu finden und würde wohl (vermutlich auch wegen ihrer "disziplinären" Deplaziertheit) nicht einmal als eine von der "Subjektorientierung", die man selbst vertritt, verschiedene Forschungskonzeption identifiziert werden.

Wir können diesen Unterschied jetzt terminologisch präzisieren: Die "Welt" der Betroffenen, wie sie in den soziologischen Untersuchungen gesehen wird,

erscheint meist in Termini der Sozialstruktur (dem genuinen Forschungsfeld der Soziologie) und allenfalls noch gelegentlich in Termini der Bedeutungsstruktur. In dem von uns entwickelten psychologischen Ansatz steht aber die zweite Vermittlungsebene, die der "subjektiven Handlungsgründe" bzw. des "Begründungsdiskurses" im Mittelpunkt. Dabei darf diese Differenz nicht einfach als Resultat der sozialwissenschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Soziologie und Psychologie angesehen werden: In der Psychologie, wie wir sie verstehen, werden die Sozialstrukturen und die Bedeutungsstrukturen ja keineswegs weggelassen (dies wäre schon deswegen unmöglich, weil der Stellenwert der subjektiven Handlungsgründe ohne diese überhaupt nicht aufweisbar wäre). Es kommt mit den "subjektiven Handlungsgründen" nur eine weitere Ebene hinzu, ohne die unserer Auffassung nach die "alltägliche Lebensführung" in ihrer vollen konzeptionellen und empirischen Wirklichkeit niemals erreicht werden kann. Im Konzept der "alltäglichen Lebensführung" im Sinne der Soziologie besteht also mit dem Ignorieren des "Begründungsdiskurses" eben jene *kategoriale Lücke*, die wir früher diskutiert haben. Wenn hier von Subjekten die Rede ist, so ergibt sich dies nicht aus der systematischen und vollständigen Konzeptualisierung der Vermittlung zwischen Gesellschaftsstruktur und Lebensführung, sondern ist irgendwie von den Forschern aufgrund ihres (soziologischen) Alltagsverständes hinzugefügt. Alles, was - etwa in der Interpretation der wiedergegebenen langen wörtlichen Äußerungen der Interviewten - dargelegt wird, sind außersystematische Ergänzungen "*vom Standpunkt dritter Person*". - Daraus ergibt sich nun für uns, daß erst mit unserer Explikation der Vermittlungsebene der subjektiven Handlungsgründe die "alltägliche Lebensführung" tatsächlich als eine Aktivität vom Standort und aus der Perspektive der Subjekte in ihrer Vermittlung mit der Gesellschaftsstruktur wissenschaftlich aufweisbar und analysierbar ist. Dies bedeutet aber, daß das Konzept der "alltäglichen Lebensführung", wenn man es adäquat entwickelt, sich als eine spezifisch *psychologische* Grundkategorie verdeutlicht. Die soziologische Konzeption der "alltäglichen Lebensführung" geht nicht nur arbeitsteilig von einer anderen wissenschaftlichen Position aus, sondern ist in den Grenzen der Soziologie nur unvollständig und lückenhaft erfaßbar. Dies ist der Grund, warum wir - obwohl das Konzept ja ursprünglich aus der Soziologie stammt - die "alltägliche Lebensführung" als *zentrale Gegenstandsbestimmung der Psychologie* herausarbeiten konnten. Dies würde heißen, daß die "alltägliche Lebensführung" auch nur mit psychologischen Mitteln in ihrer Bedeutung angemessen entfaltet werden kann und nur in diesem Kontext ihre begrifflichen und methodologischen Möglichkeiten voll zum Tragen kommen - die Berechtigung dieser Voraussetzung soll im Rest des vorliegenden Textes schrittweise evident werden.

Aufgrund unserer vollständigen Herausarbeitung der Vermittlungsebenen zwischen Gesellschaftsstruktur und Lebensführung können wir nun bestimmte begriffliche Differenzierungen, die wir früher mehr beiläufig einführten und mittransportierten, jetzt genauer konzeptualisieren und in den Gesamtzusammenhang unserer Argumentation einbeziehen. Dabei möchte ich zunächst das begriffliche

Verhältnis zwischen "subjektiven Handlungsgründen" und Kausalbeziehungen bzw. Begründungsdiskurs und Bedingtheitsdiskurs präziser zu fassen suchen: Wir haben in unseren früher dargestellten Beispielen, besonders bei der Schilderung der Experimentalsituation, "intersubjektiv" gemeinte Äußerungen und "Kausalaussagen", etwa im Zusammenhang mit der Charakterisierung der Versuchsanordnung i.e.S. (Strecken schätzen etc.), schon immer so versprachlicht, daß sie nicht als gleichberechtigt nebeneinander stehend angesehen werden konnten, sondern irgendwie in verschiedenen Kontexten standen. Wie aber sind solche Differenzierungen - jetzt verbalisiert als Differenzierungen zwischen dem Begründungsdiskurs und dem Bedingtheitsdiskurs - zu systematisieren und zu verallgemeinern?

Dabei ist zu allererst festzuhalten, daß der Begründungsdiskurs, wie wir ihn entwickelt haben, eine universale Kategorie zwischenmenschlichen Umgangs ist: Es gibt schlechterdings keine menschlichen Lebensäußerungen, die sich nicht direkt oder indirekt im Medium von Handlungsbegründungen vollziehen. Den dadurch gestifteten intersubjektiven Beziehungsmodus kann man weder im Umgang mit anderen noch im Umgang mit sich selbst vermeiden. Dies ergibt sich schon daraus, daß niemand *keine* "Lebensführung" haben, sein Leben nicht *nicht* führen kann, aber die alltägliche Lebensführung im Medium des Begründungsdiskurses konstituiert wird. Daraus ergibt sich jedoch, daß dem Kausalnexus und dem Bedingtheitsdiskurs eine solche Universalität nicht zukommt, sondern daß diese stets auf irgendeine Art aus dem Begründungsdiskurs "herausabstrahiert" werden müssen und so immer in bestimmter Weise auf ihn zurückbezogen bleiben. So ist es wissenschaftstheoretisch von hoher Relevanz, genau herauszufinden, wie - mit welcher Fragestellung, in welchem wissenschaftssystematischen Zusammenhang - Bedingtheitszusammenhänge auf der Basis von Begründungszusammenhängen konstituiert sind, in welchem wissenschaftlichen Kontext z.B. also die Abstraktion auf den "Standpunkt dritter Person" legitim ist. Es ist sicherlich eine interessante Aufgabe, solche Konstituierungsprozesse für die verschiedenen Gegenstandsbereiche der Naturwissenschaften herauszuanalysieren. Ich habe keine Ahnung, ob derartiges bereits irgendwo in Angriff genommen ist (wenn man nicht Wundts noch wenig ausgeführte Unterscheidung zwischen unmittelbarer Erfahrung und mittelbarer Erfahrung, vgl. S. 19ff, zu den Anfängen eines solchen Unternehmens rechnen will) - werde mich aber selbst, da dies nicht zu meinem Thema gehört, hier nicht darauf einlassen. Relevant für uns ist jedoch das Problem, in welchen Formen Bedingtheitsaussagen im Kontext der alltäglichen Lebensführung (als psychologischem Gegenstand) vorkommen und wie man damit wissenschaftssprachlich umzugehen hat.

Wir haben bereits früher ausführlich diskutiert, auf welche Weise die klassische Standardanordnung in zwei Teile zerfällt, einen informellen, wo (wie wir jetzt präzisieren können) die Rede im Medium des Begründungsdiskurses offensichtlich ist und einen formellen, in welchem V1 in Termini von Stimulus-Response-Beziehungen bzw. Variablenverhältnissen mit der Vp. redet, also in Nachahmung naturwissenschaftlicher Experimente einen Bedingtheitsdiskurs

simuliert. Dabei ist, wie gesagt, der Bedingtheitsdiskurs nicht etwa tatsächlich realisiert, sondern nur auf den - nach wie vor für die Beziehung zwischen V1 und Vp konstituierenden - Begründungsdiskurs aufgesetzt: Die psychologische Experimentalsituation ist als spezifische Scene alltäglicher Lebensführung an den Modus subjektiver Handlungsgründe gebunden. Man kann jedoch - und dies ist charakteristisch für das klassische psychologische Experiment - im Rahmen und Kontext des Begründungsdiskurses Verabredungen treffen und Vorschriften einführen, durch welche V1 und Vp sich so verhalten, *als ob* hier Kausalbeziehungen analysiert werden. Diese bleiben aber nach wie vor Verabredungen und Vorschriften auf der Basis des Begründungsdiskurses - andernfalls könnte z.B. die Vp die Instruktionen und Darbietungen des V1 als spezielle experimentelle Bedeutungskonstellationen überhaupt nicht als Prämissen realisieren und Handlungsabsichten/Handlungen im Sinne der Intentionen von V1 fassen bzw. ausführen. Die Aktivitäten der Vp können also von V1 nur deswegen als kausale Ursache-Wirkungszusammenhänge interpretiert werden, weil die Vp ihm durch die von ihr /ihm umgesetzten Prämissen-Begründungszusammenhänge intentional Gelegenheit dazu gibt - was einschließt, daß sie ihre Intentionen auch ändern, etwa V1 erklären kann, sie hätte keine Lust mehr und ginge jetzt nach Hause. Aus dieser (immer im Hintergrund drohenden) Option verstehen sich ja die mannigfachen strukturellen Vorgaben, künstlich errichteten Barrieren, autoritär eingeführten Vorschriften, die die Vpn daran hindern (sollen), aus dem Versuch auszusteigen und damit die Illusion einer naturwissenschaftlich-kausal fundierten Experimentalstudie zu zerstören. (G.E. Müller, der Göttinger Ordinarius und Parteigänger der Wundtschen Elementenpsychologie, hat - um sich hier abzusichern - eigens einen Terminus technicus erfunden: *Instruktionswidriges Verhalten der Vp* - ein Diktum, durch das der Experimentator legitimiert wurde, die unbotmäßige Vp aus dem weiteren Versuch auszuschließen bzw. ihre Daten nicht weiter zu verwenden).

Außer solchen "zünftigen" Verschleierungen des konstituierenden Charakters des Begründungsdiskurses für die psychologische Experimentalscene finden Bedingtheitsaussagen im Kausalnexus aber auch Eingang in die experimentellen und alle anderen Scenen alltäglicher Lebensführung, die nicht der Vortäuschung von Naturwissenschaftlichkeit dienen, sondern ganz normale und übliche Aspekte sachlich-sozialer Bedeutungskonstellationen sind und entsprechend zu Prämissen von Handlungsbegründungen werden können - was aber unser Postulat, die Aktivitäten alltäglicher Lebensführung seien an den Begründungsdiskurs gebunden, keinesfalls tangiert. - Schon allgemein wäre es sehr verwunderlich, wenn Individuen in ihrem alltäglichen Umgang nicht sehr häufig - und je nach dem Kontext mehr oder weniger - über "kausale" Ereignisse redeten. Wichtig ist es nur, herauszufinden, welche unterschiedliche Funktion derartigen Aussagen im Kontext der Bedeutungen, Prämissen und interessenfundierten Handlungsintentionen /Handlungen, nach denen wir unsere Lebensführung regulieren, zukommen kann.

Die Sozialstrukturen enthalten - besonders, wo es um die "Produktion" in ihren verschiedenen Ausprägungen geht, aber auch in mannigfachen mehr infrastruktural-

rellen Zusammenhängen - verschiedenste Formen von "Bedingtheitsaussagen", und zwar - wie ich früher ausführlich dargelegt habe - kaum als einfache "Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge", sondern "als Aktivitäts-Ursache-Wirkungs-Relationen", wobei "durch die eingreifend-operativen Aktivitäten die Realität als 'äußere Natur' in der Schaffung von Mitteln/Lebensbedingungen so verändert wird", daß damit zu allererst die Wirkungen hergestellt werden, die dann ihrerseits als Ursachen weitere Ursachen hervorbringen, die dann wiederum weitere Wirkungen nach sich ziehen können, etc. (1983/85, S. 287). Der Mensch stößt also durch sein eingreifendes Handeln sozusagen bestimmte Ursache-Wirkungsketten an, deren Verlauf mehr oder weniger vorgeplant oder zufällig ist, und in die er bei Bedarf eingreifen kann: Erst dadurch ist Produktion auf erweiterter Stufenleiter, jenseits des direkten handwerklichen "Machens", möglich geworden. Da es sich bei der Kausalität also nicht um eine bloße Naturtatsache, sondern eben um ein menschliches Produkt handelt, haben diese Ausschnitte der Sozialstrukturen einen spezifischen Bedeutungsaspekt: Die in den Bedeutungen beschlossenen Handlungsmöglichkeiten lassen sich grob umschreiben in der Formel: Tue das, dann passiert das und das (egal, ob in der gesellschaftlichen Produktion oder in vielfältigen alltäglichen Verrichtungen). So können also diese Art von Bedeutungen auch als Aktivitäts-Ursache-Wirkungs-Relationen in die alltäglichen Handlungsbegründungen eingehen - aber nicht etwa durch Perspektivenwechsel zum Standpunkt dritter Person, also Sprengung des Begründungsdiskurses, sondern als relationale Bedeutungsstrukturen, die in Abhängigkeit von dem jeweiligen Kontext auf die verschiedenste Weise zu Prämissen für Handlungsbegründungen werden können.

Wenn man versucht, sich diese Vielfalt vor Augen zu führen, so wird einem deutlich, daß hier eigentlich semantische Spezialuntersuchungen nötig wären, um das ganze Geflecht von wörtlichen, symbolischen, fiktionalen Verwendungsweisen solcher Kausalbedeutungen als Prämissen für Handlungsintentionen/Handlungen systematisch zu erfassen. Nehmen wir als Beispiel nur den infrastrukturellen Bedeutungskomplex einer offenstehenden Tür: Jemand hat die Tür offengelassen und damit den Kausalprozeß angestoßen, daß jetzt kalter Wind ins Zimmer bläst, was wiederum weitere Wirkungen, wie etwa herumfliegende Manuskripte, das Zuknallen des Fensters etc. nach sich ziehen mag. In welcher Weise kann diese Bedeutungskonstellation von mir zu Prämissen meiner Handlungsbegründungen gemacht werden? - Einmal mag der Ablauf meines Selbstumgangs dadurch affiziert werden: Habe ich die Tür offengelassen? Ist sie von selbst aufgesprungen? Unwahrscheinlich. Vermutlich hat B. wieder mal vergessen, sie hinter sich zuzumachen. (Schließt die Tür). - Schön, die frische Luft. Ich muß nur die Manuskripte beschweren, damit sie nicht wegfliegen. - Durch die offene Tür wirkt der Raum gleich größer; man fühlt sich nicht so eingesperrt. - Aber auch im intersubjektiven Umgang kann die offene Tür auf ganz verschiedene Weise zur Handlungsprämisse werden: Mach doch mal die Tür zu, es zieht; (Antwort von draußen: mach sie doch selbst zu, ich bin doch nicht Deine Dienerin). - Ewig geht die Tür auf; wir sollten da endlich einen Türschließer anbringen. - Sieh mal, wie der

Wind hier hereinfaut: Es wird jetzt endgültig Herbst. - Ich mache mal die Tür zu, oder? - Aus diesen Beispielen sollte fürs erste deutlich werden, daß Kausalrelationen solange als normale Prämissen in Handlungsbegründungen eingehen und die verschiedenen, ihrer jeweiligen Bedeutung inhärenten Handlungsmöglichkeiten in unterschiedlichster Weise zu Prämissen werden können, wie man sie nicht, wie in der klassischen Experimentalpsychologie, mit dem fiktiven Status der Zugehörigkeit zu einer "fremden" Diskursform, dem Bedingtheitsdiskurs, versieht und so aus ihrem funktionalen Zusammenhang innerhalb des Begründungsdiskurses herausisoliert. Für uns ist damit klar, auf welche Weise wir zukünftig mit Kausalaussagen umgehen müssen: Indem wir sie als relationale Bedeutungskomplexe verstehen und so uns die Möglichkeit eröffnen, sie im Medium des Begründungsdiskurses in die jeweils zu diskutierenden Handlungs- und Argumentationsformen subjektiven (Selbst)umgangs einzubeziehen (s.u.).

Bei unseren bisherigen Überlegungen sind wir davon ausgegangen, daß "Bedingtheitsaussagen", wie sie in sozialstrukturellen Zusammenhängen vorkommen, prinzipiell auch als Bedeutungen/Handlungsmöglichkeiten gelesen werden und so als Prämissen in subjektive Handlungszusammenhänge eingehen können. Es wäre aber flach und tatsächlich irgendwie "rationalistisch", nicht zu berücksichtigen, daß es für je mich in meiner Welt auch Bedingungen geben kann, die *nicht* in Bedeutungen/Handlungsmöglichkeiten umgesetzt werden können, denen gegenüber man vielmehr einfach machtlos ist. Ich meine damit hier weniger Naturtatsachen ökologischer Art, die Entwicklung von neuen Mikroorganismen als Krankheitserreger, Folgen technischer Eingriffe in Naturprozesse ("Ozonloch"), etc., die sich offensichtlich weitgehend menschlichem Zugriff und subjektiven Handlungsmöglichkeiten entzogen haben, also gemäß unserer Definition mindestens am Rande dessen stehen, was man noch als "Bedeutungen-für-uns" einstufen könnte, sondern oft immer mehr den Charakter bloßer, "blinder", von uns unbeeinflussbarer "Bedingungen" unseres Lebens annehmen: Einmal nämlich ist hier im Einzelfalle schwer zu entscheiden, ob die Unzugänglichkeit unseren Handlungen gegenüber wirklich endgültig ist, oder ob die uns (vorübergehend) entzogenen "Bedingungen" nicht doch noch durch globale gemeinsame Anstrengungen den Charakter von "Bedeutungen", die menschliche Handlungsmöglichkeiten eröffnen, zurückgewinnen können. Und zum anderen liegt die Diskussion solcher globaler Fragen, die an philosophische Grundprobleme angrenzen, für mich doch etwas außerhalb der (wie weit auch immer gefaßten) Thematik dieser Arbeit (vgl. dazu die Philosophie von Günter Anders und deren kritisch-psychologische Analyse von Ernst Schraube, erscheint demnächst). Vielmehr ziele ich hier auf Gegebenheiten innerhalb unserer Eigen- oder Innenwelt ab, die sich uns in einer Weise entziehen, daß sie für uns keine Handlungsmöglichkeiten mehr darstellen, sondern uns als "tote" Bedingungen gegenüberstehen, denen wir ausgeliefert sind, denen gegenüber wir schon durch die Art ihrer phänomenalen Gegebenheitsweise "nichts machen" können. Solche Tatbestände haben epistemologisch eine merkwürdige Art von Zwitterstellung, indem sie einerseits, zu uns, zu unserem letztlich allseitig undurchdringlichen eigenen Körper gehören, andererseits aber, da sie uns als etwas

anderes, oder sogar das "ganz andere", gegenüberstehen, irgendwie für uns auch Weltcharakter besitzen. Gemeint ist hier zunächst alles an bzw. in unserem erlebten Körper, über das wir keine Verfügung besitzen, unsere Atmung, unsere Verdauung, unserer Herzrhythmus, aber auch jede Art von unübersteiglichen Grenzen unserer Kapazität, körperlichen Kraft, unseres Gedächtnisses, unseres Begriffsvermögens - kurz all dessen, durch das wir jeden Tag und jede Minute erfahren, daß wir "unsere Grenzen haben", nicht allwissend und allmächtig sind. All solche Erfahrungen sind eben "zunächst" für uns bloße Bedingungen, denen wir nicht oder nur schwer eine Bedeutung abringen können, die also im Prinzip außerhalb der Einfluß- und Verfügungsmöglichkeiten unserer alltäglichen Lebensführung bleiben. Allerdings mögen solche Erfahrungstatbestände hier immerhin noch in vielfältigen Vermittlungszusammenhängen, auch mit der Welt außer uns, stehen, so daß mindestens die Illusion einer potentiellen Bedeutungshaftigkeit die unzugängliche Fremdheit derartiger Ereignisse abzumildern scheinen.

Ein Grenz- und Extremfall der Fremdheit meines Körpers als Inbegriff bloßer, unzugänglicher "Bedingungen" ist jedoch der *schwere körperliche Schmerz*, durch den jeweils ich in meinen Körper eingeschlossen bin, meine Machtlosigkeit und Hilflosigkeit einerseits mit aller Brutalität erfahre und damit gleichzeitig aus der intersubjektiven Kommunikation alltäglicher Lebensführung ausgeschlossen, ja sogar von meinem Selbstumgang, der ja (wie gesagt) seine potentielle Kommunizierbarkeit einschließt, abgeschnitten bin. Ich kann, da nicht mit anderen, auch mit mir selbst über meinen Schmerz nicht reden (es sei denn in kreisförmigen, hilflosen Beschwörungsformeln). Ich bin nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich stumm: Ich kann nicht mehr in menschlichen Zungen sprechen, sondern nur noch stöhnen oder schreien. Schmerz ist die brutalste Negation der Subjektivität/Intersubjektivität meiner Existenz. Elaine Scarry, von der ein tiefgründiges und bestürzendes Buch über den "Körper im Schmerz" stammt (1992), schreibt dazu:

"Spricht man über 'die eigenen körperlichen Schmerzen' und über 'die körperlichen Schmerzen der anderen', so hat es bisweilen den Anschein, als spräche man von zwei gänzlich verschiedenen Dingen. Jemand, der von Schmerzen heimgesucht wird, nimmt den Schmerz 'mühelos' wahr, ja, er kann es gar nicht vermeiden, ihn wahrzunehmen; für die anderen dagegen ist 'mühelos' gerade, ihn nicht wahrzunehmen (es ist leicht, den Schmerz des anderen zu übersehen; selbst wenn man sich nach Kräften bemüht, mögen Zweifel bleiben, ob er wirklich da ist, und es bleibt auch die verblüffende Freiheit, seine Existenz zu leugnen; wenn man ihn dennoch unter Aufbietung aller seiner Aufmerksamkeit wahrnimmt, dann ist, was man da wahrnimmt, in seiner Unannehmlichkeit nur ein Schatten dessen, was der wirkliche Schmerz ist). Für einen Menschen, der Schmerzen hat, ist der Schmerz fraglos und unbestreitbar gegenwärtig, so daß man sagen kann, 'Schmerzen zu haben' sei das plausibelste Indiz dafür, was es heißt, 'Gewißheit zu haben'. Für den anderen indes ist dieselbe Erfahrung so schwer faßbar, daß 'von Schmerzen hören' als Paradebeispiel für Zweifeln gelten kann. So präsentiert der Schmerz sich als etwas Nichtkommunizierbares, das einerseits nicht zu leugnen, andererseits nicht zu beweisen ist" (S. 12).

"Was immer der Schmerz bewirken mag, er bewirkt es zum Teil durch seine Nichtkommunizierbarkeit. Dies bestätigt sich darin, daß er sich der Sprache widersetzt ... Der körperliche Schmerz ist nicht nur resistent gegen Sprache, er zerstört sie; er versetzt uns in einen Zustand zurück, in dem Laute und Schreie vorherrschten, deren wir uns bedienten, bevor wir sprechen lernten" (12f).

Die damit angesprochenen Grenzsituationen der Subjektivität sind notwendige Bestimmungsstücke jeder halbwegs adäquaten phänographischen Umschreibung subjektiver Befindlichkeit. Übersieht man die genuine Macht- und Hilflosigkeit aufgrund der undurchdringlichen Zonen von bloßen "Bedingungen", an die meine Körpererfahrung stets angrenzt, besonders die konstitutive Nichtkommunizierbarkeit körperlichen Schmerzes und meine in dieser Erfahrung implizierte Sprachlosigkeit, so verfehlt man auch die Subjektivität in ihren - immer wieder zu erkämpfenden und gegen den Sog des "Unsagbaren" zu verteidigenden - bedeutungsvermittelten Möglichkeiten der Erweiterung meiner Lebensqualität/Weltverfügung - und man hat ein zentrales Argument weniger, um den heute so beliebten Thesen von der fiktiven Allmacht des philosophischen Subjekts und dessen Destruktion mit dem Zerfall der Moderne (Foucault: "Tod des Menschen") das lebendige Subjekt in seiner Verletzlichkeit und prekären, aber für die humane Verfaßtheit unserer Existenz unersetzlichen Qualität entgegenhalten zu können.

## Die wissenschaftssprachlichen Grundlagen der Psychologie

### *Vorbemerkung*

Wir haben bisher schon in vielfältigen Zusammenhängen über Beziehungen zwischen Bedeutungen und Begründungen gesprochen, allerdings meist eingebettet in andere Themenkomplexe, mehr beiläufig oder exemplarisch. Im Fortgang unserer Überlegungen wird nun die Beziehung zwischen Bedeutungen und interessegeleiteten Handlungsbegründungen im Mittelpunkt der Analysen stehen; dies ist Teil eines zentralen Schrittes im Fortgang unserer Darlegungen: Während bei unseren bisherigen Erläuterungen zur alltäglichen Lebensführung im Kontext von Bedeutungen und Begründungen verschiedene Beispiele herangezogen wurden, unter denen auch solche über wissenschaftliche Forschungssituationen waren, die aber nicht eindeutig systematisch herausgehoben wurden, überschreiten wir jetzt mehr und mehr solche vorbereitenden Ausführungen und nähern uns unserer eigentlichen Aufgabe: Der Weiterentwicklung der Grundbegrifflichkeit und Wissenschaftssprache für die Psychologie, wie wir sie verstehen, wobei es auch allmählich klarer werden muß, was unsere frühere allgemeine psychologische Gegenstandsbestimmung, die "Scenen alltäglicher Lebensführung", in diesem spezifischen Kontext besagt; dies ist nach unseren früheren Darlegungen gleichbedeutend damit, nunmehr die psychologische "Forschungsdyade" nicht mehr nur exemplarisch mitlaufen zu lassen, sondern systematisch in den Mittelpunkt der folgenden Entwicklungen zu stellen.

Schon mehrfach hervorgehoben und ausgeführt ist der Umstand, daß mit der Explikation der Vermittlungsebene der "subjektiven Handlungsgründe" erst der eigentlich *psychologische* Aspekt unserer Begriffsentwicklung markiert wurde. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt auf unsere Beispiele zurückblickt, so verdeutlicht sich, daß dort schon eine Vielzahl psychologischer Ausführungen enthalten waren, die mit der "soziologischen" Kurzschließung zwischen Sozialstrukturen/Bedeutungsstrukturen und Lebensführung nicht formulierbar gewesen wären. Man denke nur an die kleinen Lügen und Täuschungen, ohne die VI die Aufgabe der Strukturierung seiner Lebensführung dieses Tages offensichtlich nicht hätte bewältigen können: "Ausreden" für das Zu-Spät-Kommen und Früher-Weggehen in der Professorenrunde; "Entschuldigung" der Verspätung beim verabredeten Treffen mit Vp; künstliches In-die-Länge-Ziehen der abendlichen Beschäftigung im Arbeitszimmer, wobei das daraus sich ergebende verspätete Nach-Hause-Kommen notwendigerweise neuerliche Ausreden (die ich nicht eigens benannt habe) nach sich ziehen muß. Darin deuten sich Dimensionen der alltäglichen Lebensführung an, von denen in den früheren soziologischen Arbeiten nicht die Rede war, die für uns aber zentrale Relevanz erlangen werden. Damit derartige Hinweise nicht ins Psychologisierend-Unverbindliche abgleiten, ist es allerdings erforderlich, ihre subjektive Notwendigkeit im Spannungsfeld zwischen Bedeutungen und Handlungsmöglichkeiten, also potentiell immer auch Handlungszwängen, die in der alltäglichen Lebensführung auf einen zukommen, und den (möglicherweise damit in Widerspruch stehenden) Lebensinteressen konzept-

tionell und empirisch zu erweisen: Es muß klar werden, daß ohne "Ausreden", "Täuschungen", "kleine Lügen" etc. die Bewältigung der alltäglichen Lebensführung unter unseren Verhältnissen oft nicht möglich ist. Damit ist gleichzeitig auf die Rückverbindung von den Handlungsbegründungen über die Bedeutungen zu den Sozialstrukturen verwiesen: Ohne Einbeziehung der strukturellen bzw. institutionellen Bedingungen/Widersprüche, aus denen jeweils Bedeutungen extrahiert und in Handlungsbegründungen umgesetzt werden, sind gerade die erwähnten "psychologischen" Dimensionen der alltäglichen Lebensführung nicht wissenschaftlich aufschließbar.

Damit sollten schon einige Schlaglichter auf die von uns im folgenden zu lösenden Probleme geworfen werden: Um die zentrale Relevanz gerade der Beziehungen zwischen Bedeutungen und Begründungen für unsere weiteren Analysen vollends deutlich zu machen, müssen wir allerdings noch grundsätzlicher werden:

Warum hat die Beziehung Bedeutungen/Begründungen für unsere folgenden Analysen zur Grundbegrifflichkeit der Psychologie eine so herausragende Bedeutung? Deswegen, weil (wie früher schon angeklungen ist) diese Relation hier systematisch den gleichen Stellenwert einnimmt wie die Beziehung Stimulus/Response (einschließlich aller daraus abgeleiteter Derivate) für die traditionelle Psychologie. Bereits aus dieser groben Gegenüberstellung kann man aber den zentralen Unterschied erkennen, der zwischen beiden Grundansätzen besteht: In der traditionellen Psychologie wird die Response aus dem Stimulus abgeleitet, während in der subjektwissenschaftlichen Psychologie die Handlungsrelevanz der Bedeutungen nur vom Standpunkt und aus der Perspektive des Subjekts erschließbar ist. Anders: In der traditionellen Psychologie bestimmt V1, welche Response-Dimensionen aufgrund des vorgegebenen Stimulus der Vp angeboten werden können. In der subjektwissenschaftlichen Psychologie sind die Bedeutungsdimensionen, die für die Vp zu "Begründungsmustern" und damit handlungsrelevant wurden, nur unter Einbeziehung der Perspektive des Subjekts auf den Begriff zu bringen: Nicht nur, daß das Versuchssubjekt grundsätzlich nur selber wissen kann, welche Bedeutungsdimensionen für seine/ihre Handlungen relevant sind: Das Subjekt ist darüber hinaus hier in seinen permanenten Versuchen, im jeweilig konkreten Kontext die Bedeutungen qua Handlungsmöglichkeiten so zu selektieren und zu strukturieren, daß die daraus abgeleiteten Handlungsbegründungen in Handlungen gemäß seinen Lebensinteressen umsetzbar sind, quasi *sein eigener Begriffsbildner und Theoriekonstrukteur*. Die Forschenden treffen hier also nicht (wie dies in der traditionellen Psychologie fingiert wird) mit ihren Theorien auf bloße Verhaltensmechanismen, die quasi der theoretischen Deutung durch die Wissenschaft harren, sondern zwangsläufig immer schon auf andere Theorien, die der Vp (vgl. dazu Renke Fahl-Spiewack, 1995). Im subjektwissenschaftlichen Forschungsprozeß selbst wären somit - da es im Kontext des Begründungsdiskurses keine "theorielosen" Subjekte gibt - stets und notwendigerweise die Theorien der Forschenden und die Theorien der Vpn aufeinander zu beziehen und aneinander abzuarbeiten. Das Resultat der Forschung wäre so (unabhängig von der Art der intersubjektiven Beziehung zwischen V1 und Vp) immer eine *Gemeinschaftsar-*

beit zwischen beiden, *VI* als Forschendem und *Vpn* als Mitforschendem - womit wir auch terminologisch an dieser Stelle von der Abkürzung *VI* und *Vp* Abschied nehmen, und statt dessen von *Forschenden (F)* und *Mitforschenden (Mf)* reden.

Die Beziehung zwischen Forschenden und Mitforschenden wäre demnach zunächst einmal in dem Sinne "symmetrisch", daß es sich hier notwendig um eine intersubjektive Verständigung im Medium des Begründungsdiskurses handelt: Die traditionelle Trennung zwischen dem *VI* als handelndem Menschen und der *Vp* als Stimulus-Response-Mechanismus ist im Kontext unseres Ansatz endgültig und radikal überwunden. Wenn also auch *F* und *Mf* hier prinzipiell als sich begegnende Subjekte aufzufassen sind, so muß es, wenn wir das Konzept der Forschungsdyade, bzw. (allgemeiner) der Möglichkeit des Stellens und Klärens wissenschaftlicher Fragestellungen auf diese Beziehung anwenden wollen, aber auch Unterschiede zwischen Forschendem und Mitforschendem geben - dies nicht nur deswegen, weil ja die sprachliche Differenzierung zwischen "Forschenden" und "Mitforschenden" sonst überflüssig wäre, sondern weil sonst die hier konstituierte Beziehung kaum sinnvoll als Grundlage *wissenschaftlicher* Bemühungen spezifizierbar sein könnte.- Wir haben es hier also auf der einen Seite mit einer Subjekt-Subjekt-Beziehung zu tun, innerhalb derer keiner den anderen zum Objekt wissenschaftlicher Fragestellungen machen kann. Auf der anderen Seite müssen wir aber in der Lage sein, dennoch den Wissenschaftscharakter dieser Beziehung, also ihre Spezifik als *Forschungsdyade* konzeptuell und methodologisch so präzise wie möglich auf den Begriff zu bringen. Man kann dies auch noch anders ausdrücken: Forschende und Mitforschende befinden sich - wie aus unseren früheren Darlegungen hervorgeht - jeweils in zwei Szenen alltäglicher Lebensführung, die sich in der Forschungssituation überschneiden, wobei sie sich wechselseitig in ihre Lebensführungsplanung einbeziehen. Diese zunächst in sich symmetrische Konstellation muß, wenn sie als Forschungsdyade qualifizierbar sein soll, so spezifiziert werden, daß dabei - ohne den intersubjektiven Charakter der Beziehung einzuschränken - ihre Besonderheit als Anordnung *wissenschaftlichen* Erkenntnisgewinns ausweisbar ist. Damit haben wir eine der schwierigsten Aufgaben des nächsten Kapitels benannt, wobei wir (wie vielleicht einsichtig) aber im folgenden nicht direkt darauf lossteuern können, sondern uns erst schrittweise die Voraussetzungen dazu schaffen müssen, aus denen sich dann (im günstigen Falle) die Lösung des benannten Problems ergeben mag.

### *Empirische Erkenntnisdistanz*

Welches Ziel, welche Aufgabe hat Wissenschaft? Die Frage scheint global leicht zu beantworten: Wissenschaft soll sich "der Wahrheit" (oder "Wahrheiten") annähern, die menschliche Erkenntnis erweitern und vertiefen etc. - und dies nach einem Kriterienkatalog, der "wissenschaftliche" Wahrheiten bzw. Erkenntnisse eindeutig von anders gewonnenen, etwa "künstlerischen" "religiösen" oder auch intuitiven Wahrheiten/Erkenntnissen abzuheben gestattet. Wenn man jedoch die einzelnen Wissenschaften betrachtet, stellt sich das Problem sehr viel komplizierter dar: Die Frage, was "Wahrheit" ist, und nach welchen wissenschaftlichen Kri-

terien man sich ihr annähern kann, findet hier sehr unterschiedliche und meist zwiespältige Antworten. Wir müssen uns zur Vorbereitung unserer weiteren Überlegungen der Problematik stellen, was innerhalb der *subjektwissenschaftlichen* Psychologie, soweit wir sie bisher skizziert haben, "Wahrheit" bedeuten könne, wobei aufgrund des einzelwissenschaftlichen Charakters der Psychologie klar ist, daß es hier nur um *empirische* Wahrheiten/Erkenntnisse mit entsprechend empirischen Wissenschaftlichkeitskriterien gehen kann. Dies wiederum schließt ein, daß die Psychologie - als empirische Wissenschaft - auf die Gewinnung *inhaltlich neuer Welterkenntnis* aus sein muß, sie muß etwas zutage bringen können, was man über die Welt wissen kann, aber bisher noch nicht weiß. Dies unterscheidet sie von Formaldisziplinen wie der Logik oder der Mathematik, deren grundlegende Erkenntnisse nicht in Ansehung der Welt gewonnen, sondern aus dem (logischen oder mathematischen) System selbst entwickelt werden. Sie sind zwar dennoch, wenn sie wirkliche Erkenntnisse sind, stets auf irgendeine Weise neu, sie können (speziell in der Mathematik, bei der es den bloßen Formalismus überschreitende, "offene Stellen" gibt) auch umstritten sein, im Erkenntnisprozeß gibt es aber keinen Bezug auf außersystematische Realität, die den bloßen Anwendungsstatus überschreitet und damit zu mathematischem Erkenntnisgewinn beiträgt.- Wir können also pointieren: Wissenschaftliche Erkenntnis ist nicht "denkbar" ohne *Erkenntnisdistanz*, d.h. Distanz zwischen Schon-Erkanntem und bisher der Erkenntnis (noch) nicht Zugänglichem, wobei Einzelwissenschaften wie die Psychologie dadurch spezifiziert sind, daß es sich dabei um eine *empirische* Erkenntnisdistanz, also ein (Noch)nichtwissen über die Welt handelt.

Die traditionelle Psychologie beruft sich auf die in ihren Aussagen gesetzte Erkenntnisdistanz, indem sie ihre Hypothesen als auf empirische Gesetze (oder "Gesetzmäßigkeiten") bezogen definiert: Der Zusammenhang zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen ist demnach empirisch-kontingent, die Prüfung des Zusammenhangs erbringt also empirisch "neue" Erkenntnisse. Wir haben den Nachweis führen wollen, daß es sich dabei um eine Fiktion handelt, daß vielmehr in den Kernbereichen der traditionellen Psychologie tatsächlich unvermerkt implikative Aussagen über "vernünftiges" Handeln unter den jeweils vorliegenden (bzw.) extrahierten Prämissen formuliert werden. Dies wurde von uns vorstehend, im "Trierer Colloquium" (1994 [vgl. Brandtstädter et al.; Red.]) und besonders ausführlich in dem Abschnitt, "impliziter Begründungsdiskurs und nomologisches Selbstverständnis der Psychologie" [Holzkamp; Red.] 1993/95 diskutiert. Im gegenwärtigen Argumentationszusammenhang ergibt sich daraus, daß wir bei der Erörterung darüber, was empirische Erkenntnisdistanz in der subjektwissenschaftlichen Psychologie heißen kann, keinerlei Hilfe von der traditionellen Psychologie erwarten können. Im Gegenteil: Falls uns hier Klärungen gelingen, wäre damit auch für die traditionelle Psychologie - soweit sie das benannte Selbstmißverständnis überwindet und damit "auf ihren eigenen Begriff kommt" - methodologische Entwicklungshilfe bei der Annäherungsbewegung an eine Psychologie, die die Welt nicht außen vor läßt, geleistet.

Das Problem der empirischen Erkenntnisdistanz innerhalb psychologischer Aussagen über Prämissen-Begründungszusammenhänge hat sich als eines der schwierigsten des gesamten subjektwissenschaftlichen Ansatzes erwiesen. Der Grund dafür liegt in dem Umstand, daß derartige "Begründungsmuster" (wie wir uns gelegentlich ausdrücken) für sich genommen keine kontingent-empirischen Aussagen sind, sondern (wie auch hier schon früher dargelegt) "impliziten" oder "inferenziellen" Charakter haben, also letztlich analytische Sätze sind. Dies läßt sich am einfachsten demonstrieren, wenn man in einem Begründungsmuster die dabei stets mitgedachten Voraussetzung "*in meinem Weltverfügungs- und Lebensinteresse*" in der vereinfachten Formel "vernünftigerweise" expliziert. In dem (oft von uns diskutierten und erläuterten) Satz "Wenn es kalt ist, zieht man sich vernünftigerweise warm an" ist keine empirische, sondern eine analytische Aussage formuliert: "Sofern jemand, wenn es kalt ist, sich nicht warm anzieht", ist damit der benannte Satz nicht empirisch widerlegt, sondern nur festgestellt, daß die hier angesprochene Person sich (im vorausgesetzten Sinne) eben nicht "vernünftig" verhält; anders: daß die hier unterstellte *Definition* von "Vernünftigkeit" im vorliegenden Falle nicht erfüllt ist.- Wir haben, besonders an sozialpsychologischen Theorien (Holzkamp 1986) und an Lerntheorien (Holzkamp 1993/95) ausführlich (und weitgehend unwidersprochen) aufweisen wollen, daß die zentralen Theorien in diesen Bereichen nicht, wie ihre Urheber annehmen, "echte" empirische Hypothesen enthalten, sondern sich - wenn man sie entsprechend analysiert - eben als "Begründungsmuster", bei denen zwischen der Wenn- und der Dann-Komponente die Voraussetzung "vernünftigerweise" mitgedacht werden muß - identifizieren lassen. Aus diesen Überlegungen zogen wir dann allgemeinere wissenschaftslogische Konsequenzen, unterschieden etwa zwischen dem "Prüfbezug" und dem "Anwendungs-" oder "Beispielbezug" von Theorien, wobei psychologischen Theorien, die sich als "Begründungsmuster" explizieren lassen, kein "Prüfbezug", sondern lediglich ein Beispielbezug zugesprochen werden dürfe - was einschließe, daß empirische Unterscheidungen über die Gültigkeit verschiedener Theorien nicht möglich seien, sondern alle Theorien mit dem Hinweis, daß sie eben "Beispiele" für etwas anderes sind, als "gleich-gültig" nebeneinander stehengelassen werden könnten, etc.

Allmählich stellte sich indessen für uns heraus, daß die Auffassung, die zentralen psychologischen Theorien seien implikativer bzw. inferenzieller Art - obwohl isoliert gesehen an der Richtigkeit dieser Feststellung nicht gezweifelt werden kann - dennoch ihre Tücken hat. Wir rückten auf diese Weise nämlich bedenklich in die Nähe von Smedslunds "Psycho-Logic" (1988), der die Psychologie zu den Formalwissenschaften nach dem Muster der Geometrie rechnen will (und sein Buch folgerichtig den "ancient geometrists" widmet). Damit würden wir aber, entgegen der Intention unseres Gesamtkonzeptes, die Möglichkeit, daß die Psychologie (auch in ihrer subjektwissenschaftlichen Entwicklungsform) einen empirischen Charakter hat, ausschließen und uns selbst damit von ihrer Geschichte abkoppeln; dies würde einschließen, daß wir uns auch zur Gesamtdisziplin der heutigen Psychologie nicht mehr rechnen dürften, also auch keinen Ansatzpunkt

hätten, (z.B. in der Art, wie ich es hier versuche) an ihrer Weiterentwicklung mitzuarbeiten.

So versuchten wir immer öfter und in verschiedenen Zusammenhängen an unserem Konzept subjektiver Handlungsgründe Möglichkeiten der Überschreitung der bloß implikativen Strukturen in Richtung auf reale empirische Weltbezüge aufzuweisen. Neuerdings hat Morus Markard (1994) derartige Ansätze zusammenfassend kritisch analysiert. Dabei hob er etwa heraus, daß auch Anwendungsbezüge oder Beispielbezüge von Theorien einen empirischen Gehalt hätten, wenn auch einen schwächeren, als die (ja wissenschaftslogisch nicht haltbaren) "Prüf-bezüge". Weiterhin zeigte er auf, daß in manchen Zusammenhängen Theorien, ohne daß dabei ihr implikativer Charakter eingeschränkt ist, etwa durch experimentelle Untersuchungen empirisch "angereichert" werden können. Allgemein weist er darauf hin, daß das Finden eines Anwendungs- oder Beispielbezugs für eine Begründungstheorie sich nicht implikativ aus der Theorie ergibt: Es könnte auch sein, daß man kein Beispiel findet; auch an dieser Stelle wird also der bloß implikative Charakter der Begründungsmuster überschritten. Besonders relevant (und für unsere weiteren Überlegungen bedeutsam) ist darüber hinaus folgende Feststellung: "Empirisch offen ist 'auf der einen Seite' das Verhältnis von Handlungsprämissen und den Umweltgegebenheiten, aus denen sie herausgegliedert werden, und 'auf der anderen Seite', ob bzw. welche Handlungen aus der Handlungsintention folgen" (S. 63; auf weitere Überlegungen Markards komme ich später noch).

In meinem folgenden Versuch, die empirische Erkenntnisdistanz von Begründungsmustern herauszuarbeiten, folge ich im Prinzip der gleichen Argumentationsrichtung wie die geschilderten Markardschen Überlegungen. Darüber hinaus sehe ich aber die Möglichkeit, hier über den Aufweis einzelner Argumente hinaus zu einem in höherem Grade systematischen Konzept zu gelangen, das m.E. dadurch möglich wird, daß die Beziehung zwischen den zwei Vermittlungsebenen der "Bedeutungen" und der "Begründungen" in dem vorstehenden Text auf eine umfassendere Weise elaboriert worden ist, als dies in unseren früheren Arbeiten geschah. Deswegen kann es hier (wie mir scheint) auch gelingen, das Problem der empirischen Erkenntnisdistanz der (subjektwissenschaftlichen) Psychologie in allgemeinerer und grundsätzlicherer Weise abzuhandeln und ihm damit in unserem Gesamtkonzept im Interesse seiner weiteren Entwicklung einen angemessenen Platz zuzuweisen.

Gemäß der traditionell-psychologischen Grundauffassung kommt (wie immer wieder herausgehoben) die Beziehung zwischen Welt und Individuum grundsätzlich dadurch zustande, daß die Welt (als "Reizkonstellation" o.ä.) auf das Individuum als abhängige Größe einwirkt: Sämtliche traditionell-psychologischen Theoriegebäude und Praxiskonzepte (egal in welcher sprachlichen Version) sind auf dieser Voraussetzung aufgebaut; dabei liegt alldem die Vorstellung von der totalen Kontrollierbarkeit des Menschen durch die Umwelt zugrunde. Gegenüber dieser (wie wir meinen) fundamentalen Fiktion ist die Mensch-Welt-Beziehung unserer Auffassung nach adäquat genau umgekehrt zu charakterisieren: Das Indivi-

duum stellt durch seine *eigene Aktivität* immer wieder neu die Beziehung zur Welt her. In unserer inzwischen dafür entwickelten Sprache heißt dies: Das Subjekt selektiert und extrahiert aus jeweils seiner Perspektive am Kriterium seiner interessenfundierten Handlungsintentionen möglichst jene Bedeutungseinheiten als verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten, deren Umsetzung in wirkliche Handlungen die Realisierung der Intentionen antizipierbar macht (vgl. dazu auch Markard, 1994, S. 63f).

Die Frage, ob nun die traditionelle oder unsere Version angemessen ist, kann man sich in fünf Minuten beantworten, wenn man einen beiläufigen Blick auf seine eigene Lebenspraxis wirft: Ich leide seit längerer Zeit an Hautjucken; schließlich nehme ich mir vor, deswegen eine Ärztin oder einen Arzt für Allergologie zu konsultieren. Ich schaue also nach dem Branchen-Telephonbuch (was je nach der Organisation der Lokalität innerhalb der Scene alltäglicher Lebensführung, in der ich mich befinde, mehr oder weniger Zeit in Anspruch nehmen wird) und suche die Nummer einer Allergologin, deren Anzeige mich besonders ansprach, heraus. Ich rufe dort an, erhalte aber nur die Antwort des allbekannten "Fräuleins": Kein Anschluß unter dieser Nummer. Ich rufe daraufhin die Inlands-Auskunft an und frage nach, was mit dem von mir angewählten Anschluß passiert ist. Ich erfahre, daß hier die Nummer kurzfristig geändert wurde, und erhalte die richtige Nummer. Ich versuche, die Allergologin unter der neuen Nummer zu erreichen. Die Sprechstundenhilfe meldet sich, und ich vereinbare einen Termin für nächsten Dienstag um 15 Uhr dreißig.- Eingefleischte Behavioristen mögen versuchen, diese Handlungssequenz in Stimulus-Response-Termini zu reformulieren, z.B.: Das Hautjucken ist der Reiz und das Telephonieren die Response, die sich wiederum in sekundäre Stimulus-Response-Ketten aufgliedert etc. Ich gehe dem nicht ausführlich nach, weil es offensichtlicher Unsinn ist. Ich *muß* aufgrund des Hautjuckens ja keine Allergologin anrufen, ich kann mir statt dessen auch die Haut in Fetzen vom Leibe reißen, ich kann zur Apotheke gehen und mir eine Salbe empfehlen lassen, oder auch an mich die Selbstinstruktion richten, mich "nicht so zu haben" und die Sache auf sich beruhen lassen. Das Hautjucken kann also niemals ein Reiz für eine bestimmte, dadurch kausal bedingte Reaktion darstellen, sondern ist adäquat allein als eine (körperinterne) Bedeutungseinheit mit einer (wenn auch nicht unbegrenzten, s.u.) Vielzahl ihr inhärenter Handlungsmöglichkeiten zu charakterisieren, aus denen ich die Möglichkeit zum Arztbesuch als Begründungsprämisse extrahierte und sodann die so gefaßte Handlungsintention über eine Reihe von Hilfsoperationen in einem der Intention entsprechenden Telephonanruf realisierte. Auf diese Weise hätte ich die *Beziehung zwischen meinen Handlungsbegründungen und der Welt aktiv hergestellt* - woraus sich dann weitere weltbezogene Aktivitäten, etwa der Arztbesuch am Dienstag um 15.30, ergeben können (man stelle sich vor, welch kompliziertes Konvolut von phänomenal ungedeckten Behauptungen und aus der Luft gegriffenen Konstruktionen Skinner benötigen würde, um die gleiche Handlungsfolge in seiner Terminologie darzustellen). - Ein möglicher Einwand, der vielleicht sogar weiteren Kreise plausibel erscheinen mag, liegt in dem Vorwurf, ich hätte das Beispiel ja pro domo ausge-

wählt. Man könnte die Reihenfolge doch auch umkehren: Das Telephon klingelt, ich hebe ab, erhalte eine Nachricht über die Verlegung meines Seminars, die ich mir notiere und zum benannten Zeitpunkt in Handlungen umsetze. Hier sei das Telephonklingeln doch offensichtlich der "Reiz" usw. Nun ist zwar einzuräumen, daß das Telephon eine Bedeutungseinheit darstellt, in die der Aufforderungscharakter: 'wenn ich klinge, hebe meinen Hörer ab', in der Konstruktion des Apparates vergegenständlicht ist. Dadurch wird er aber natürlich nicht plötzlich ein "Reiz", sondern bleibt eine Bedeutungseinheit mit relativ eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten. Ich *muß* den Hörer ja nicht abheben, ich kann das Telephon auch einfach läuten lassen, ich kann, weil mir das Klingeln auf die Nerven geht, die Verbindungsschnur aus dem Stecker ziehen, ich kann einer Person im Nebenzimmer zurufen: Gehst Du mal ran? - Ich bin nicht da. Hier wird die Beschränktheit des Stimulus-Response-Ansatzes einmal mehr deutlich, man läßt z.B. per Instruktion nur die Umsetzung einer einzigen Handlungsmöglichkeit zu, kehrt von da aus die Beziehung zwischen Individuum und Bedeutungseinheit einfach um und definiert sie als "kausales" Stimulus-Response-Verhältnis.

Um auf unser Thema zurückzukommen: Schon aus den benannten kurzen Beispielen deutet sich die Problematik unserer früheren Annahmen an, daß der Realitätskontakt von Begründungsmustern notwendig als "Anwendungsbezug" zu charakterisieren sei, der eine implikative Beziehung zwischen Handlungsintention und Bedeutungseinheit voraussetze. Diese Voraussetzung ist nämlich offensichtlich nur in eigens dafür ausgedachten "Beispielen" oder Artefakten, etwa bei Uminterpretation der "klassischen" Standardanordnung, in welcher die Bedeutungsebene fixiert ist, als erfüllt zu betrachten. Wenn man aber (wie früher ausgeführt) die Besonderheit von Bedeutungsstrukturen als dem Subjekt zugekehrte Seite von Sozialstrukturen in ihrer eigenständigen, komplexen und opaken Realität berücksichtigt, so wird klar, daß die Extraktion von Bedeutungen in diesem Kontext niemals ein einmaliger, eindeutiger Akt logischer Inferenz sein kann, sondern stets als ein durch die Ambiguitäten, Widersprüchlichkeiten, Unklarheiten, partiellen Undurchschaubarkeiten, unvorhersehbaren Bewegungsformen der Sozial-/Bedeutungsstrukturen gesteuerter und behinderter, ermöglichter und blockierter Prozeß des Erprobens und Verwerfens, Umwege-Gehens, Widerständigkeit-Ausweichens, Ersatzlösungen-Erwägens etc. angesehen werden muß: All die damit benannten Such- und Ausweichbewegungen sind keine "Implikate" der Begründungsmuster, sondern drängen sich dem handelnden Subjekt beim Versuch der Extraktion der seinen Intentionen angemessenen Handlungsprämissen aus der (zunächst) *unbekannten objektiven Bedeutungswelt* auf, was schon auf dieser Ebene eindeutig in Richtung auf den empirischen Charakter der dem subjektwissenschaftlichen Forschungsprozess inhärenten Erkenntnisdistanz hinweist (s.u.).

Dies heißt natürlich nicht, daß es im Rahmen subjektiver Handlungsbegründungen keine implikativen Begründungsfiguren gibt. In diesem Kontext läßt sich jedoch deren Funktion innerhalb der so charakterisierten subjektiven Handlungsvollzüge nunmehr präzise charakterisieren: Wenn auch die benannten Suchbewegungen des Erprobens und Verwerfens, Umwege-Gehens etc. für die Bewegungs-

weise menschlicher Handlungen charakteristisch sind, so sind sie dennoch kein Selbstzweck: Dem Subjekt kommt es nicht darauf an, endlos herumzuprobieren, sondern auf diesem Wege zur Realisierung seiner Handlungsintention zu kommen (Allergologin anrufen). Von da aus erhalten die Such- und Erprobungsaktivitäten eine bestimmte Struktur und Ausrichtung: Es werden nämlich die jeweils einschlägigen Bedeutungseinheiten nach Maßgabe der Handlungsintention solange variiert und hin- und hergewendet und die daraus zu extrahierenden Handlungsprämissen entsprechend umakzentuiert, bis tatsächlich *ein implikativer Zusammenhang zwischen Bedeutungen, Prämissen, Handlungsintention und Handlung*, also ein *Anwendungsbezug* zur Realität entsteht, d.h. bis der Umstand, daß die Ausführung dieser Handlung meinen interessenfundierte Intentionen entspricht, also "vernünftig" ist, für mich quasi *logisch selbstevident* ist. Ohne eine solche subjektive Evidenz ist das Subjekt unfähig, aktiv zu werden, weil es nicht gegen seine eigenen Interessen verstoßen, nicht in "unklare Verhältnisse" hinein handeln und sich dabei potentiell selbst Schaden zufügen kann. "Logik" hat hier also eine zentrale Funktion bei dem Bemühen des Individuums, gemäß seinen Intentionen handlungsfähig zu werden (womit auch in diesem Kontext deutlich wird, daß sie als Handlungslogik mit losgelöster "Rationalität" nichts zu tun hat). Man könnte solche implikativen Figuren als *"Prägnanzfiguren"* bezeichnen, die quasi als Kristallisationspunkte der sonst fließenden Handlungsvollzüge fungieren, und mit deren Erreichen ein Handlungsvollzug (vorläufig) abgeschlossen ist: Die geschilderten Such- und Strukturierungsbewegungen haben mich schließlich zu der Prägnanzfigur geführt, die mir den intentionsgemäßen Anruf der Allergologin ermöglicht. - Daraus geht nun aber hervor, daß keineswegs immer die Möglichkeit besteht, einen Handlungsvollzug über eine Prägnanzfigur abzuschließen: Es könnte sich ja im Rahmen der vorgängigen Suchbewegungen etc. ergeben haben, daß es gar keine frei praktizierenden Allergologen gibt, daß alle schon vier Monate im Voraus ausgebucht sind (so daß mein Interesse, das Hautjucken loszuwerden, dadurch nicht mehr gedeckt ist), etc. In solchen Fällen wird der Handlungsvollzug abgebrochen, aufgeschoben, umgeleitet und in anderen Handlungszusammenhängen aufgegriffen etc.: Auch auf diese Weise stelle ich eine Beziehung zwischen meinen Handlungsintentionen und der als Bedeutungswelt erscheinenden Realität her, - ohne daß dabei "implikative" Anwendungsbezüge irgendwelcher Art eine Rolle spielen.

Wenn ich nun aber in der dargestellten Weise eine "Prägnanzfigur" ausgegliedert habe und auf diesem Wege handlungsfähig geworden bin: Ist damit notwendig auch schon gesagt, daß das in sich schlüssige Begründungsmuster tatsächlich auch meinen Lebensinteressen entspricht? Anders: Sind implikative Prägnanzfiguren als solche davor geschützt, mich in die Irre zu führen, so daß ich nur vermeintlich, nicht aber tatsächlich, meinen Lebensinteressen diene? Es ist schon im Blick auf die geschilderte mögliche Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit der Bedeutungsstrukturen klar, daß es dafür keine Garantie geben kann. Um diese außerordentlich wichtige und für unsere späteren Analysen zentrale Frage aus einem umfassenderen Zusammenhang heraus klären zu können, müssen wir je-

doch einen weiteren Gesichtspunkt aktualisieren, der ohnehin im Mittelpunkt unserer Abhandlung steht: Die alltägliche Lebensführung; hier: ihre Relevanz für die adäquate Konzeptualisierung der geschilderten interessengegründeten Handlungsvollzüge in ihrer Zentriertheit auf "Prägnanzfiguren" als Voraussetzungen je meiner Handlungsfähigkeit, etc.

Wie erinnerlich, haben wir der "alltäglichen Lebensführung" in unserem Gesamtkonzept einen so hohen Stellenwert gegeben, daß wir in unserer Definition des Gegenstandes der Psychologie nicht das einzelne (oder in sozialen Beziehungen stehende) Subjekt, sondern von vornherein das "Subjekt-im-Kontext-alltäglicher-Lebensführung" herausgehoben haben. Damit haben wir (wie mir scheint) einen wesentlichen Schritt über die bisherige (nicht nur die "traditionelle") Psychologie hinaus getan. Dort wurde das Individuum/Subjekt stets durch seine Persönlichkeitsdimensionen, Einstellungen, Handlungsweisen, Leistungen, seine "sozialisatorische" Vergangenheit etc. gekennzeichnet und damit (ohne daß das jemand groß auffiel) aus seinen konkreten, je aktuellen Lebensbezügen herausgelöst, "entweltlicht", als isolierte Größe erforschbar betrachtet. Die Explikation der *Situiertheit* des Subjekts in einer Scene der alltäglichen Lebensführung bietet dagegen die Möglichkeit, durch Einbeziehung der Welt-in-ihrer-konkreten-Form eine wissenschaftliche Begrifflichkeit zu entwickeln, die die bisherige Abstraktheit und Leere vermeidet. Dabei sollte man sich (wie schon gesagt) vor allem anderen klar machen, daß "alltägliche Lebensführung" kein zusätzliches, von außen heranzutragendes Konzept ist: Es gibt keinen Menschen, der *nicht* innerhalb einer Scene alltäglicher Lebensführung situiert ist, es handelt sich hier quasi um seine ursprüngliche Existenzweise in der Welt. Man kann diesen Bezug nur (wie bisher üblich) übersehen oder aber ihn als Basisvoraussetzung in seine grundbegrifflichen Entwicklungsbemühungen einbeziehen, um so die Weltlosigkeit der Psychologie quasi auch von innen her zu überwinden. Wir werden dies im Laufe dieser Arbeit Schritt für Schritt verdeutlichen. Im gegenwärtigen Argumentationszusammenhang geht es aber (wie gesagt) zunächst nur darum, die schon bis zu einem bestimmten Punkt diskutierte These, daß "Prägnanzfiguren" trotz ihres implikativen Charakters irreführend und selbstschädigend (und auf diese Weise realitätshaltig) sein können, unter dem Aspekt der Lebensführung weiter zu substantiieren.

Wenn mit Bezug auf ein tätiges Subjekt seine Situiertheit in einer Scene alltäglicher Lebensführung expliziert und thematisiert wird, so wird zwangsläufig ein Gesichtspunkt benannt, der schon immer das Leben des Subjekts bestimmt hatte: Dessen *Raumzeitlichkeit*. Es wird nun unabweisbar, daß ich mich immer, was ich auch tue, zu eben diesem konkreten Zeitpunkt in eben dieser konkreten Lokalität befinde. Dabei ist in unserem Darstellungszusammenhang nicht lediglich die chronologische Zeit und der geometrische Raum gemeint, sondern eher eine Art von *Handlungszeit* bzw. *Handlungsraum*: Ich befinde mich in jeweils dieser Lokalität, um hier etwas bestimmtes zu tun (etwa mit FreundInnen Mittag zu essen): Wenn ich damit fertig bin, so bin ich an dieser Örtlichkeit sozusagen überflüssig und werde mich so (je nach meiner Zeitplanung mehr oder weniger

eilig) in eine andere Scene mit anderen Lokalitäten begeben, nämlich etwa über den geschilderten Bankbesuch zum Experimentierraum 3b. Dies schließt ein, daß ich im Zuge der Realisierung der "Programmpunkte" meiner je heutigen Lebensführung niemals "unbegrenzt" Zeit habe, die einzelnen Punkte treten sich häufig sozusagen gegenseitig auf die Füße. Diese Zeitknappheit spitzt sich noch zu, wenn verschiedene Stationen der Lebensführung hinsichtlich ihres Zeitbedarfs in Konkurrenz stehen: Man müßte eigentlich an zwei Orten gleichzeitig sein können, was man aber natürlich nicht kann. Im Extremfall fordern manche Szenen jede für sich meine gesamte Lebenszeit (so eine mir existentiell wichtige Forschungsarbeit oder eine Liebesbeziehung, so daß ich in meiner Planung zwangsläufig einer der beiden Szenen die ihr zukommende Zeit "stehlen" muß - ich komme noch ausführlich darauf zurück). Im gegenwärtigen Argumentationszusammenhang genügt zunächst die Feststellung, daß die benannte "Handlungszeit" eigentlich immer irgendwie "Zeitknappheit" ist und die Vornahme: ich möchte endlich mal Zeit für mich haben, eine Illusion (dazu vgl. etwa Voß 1991, S. 76f). So kann man die alltägliche Lebensführung unter diesem Aspekt als stetes Lavieren mit den Zeitzuteilungen zu den einzelnen Szenen betrachten - eine Aktivität die ggf. zwangsläufig Ausreden und Täuschungen einschließt - worauf ich aber erst viel später zurückkomme. Uns geht es hier zunächst nur um die Zeitknappheit quasi als Störfaktor bei je meinem Versuch, im alltäglichen Handlungsvollzug Prägnanzfiguren ausfiltern, deren Handlungsrealisierung implikativ mit meinen interessengegründeten Intentionen zusammenstimmt.

Die Gewinnung von Prägnanzfiguren als Grundlage meines intentionsgemäßen Handelns ist (wie aus meinen früheren Darlegungen hervorgeht) schon unter dem Aspekt der Extraktion von Prämissen aus den gegebenen Bedeutungskonstellationen ein komplizierter Prozeß, der - da die Bedeutungen als dem Subjekt zugekehrte Seite der Sozialstrukturen wie diese uneindeutig, widersprüchlich, unübersichtlich, ins Undurchdringliche hinein verschwimmend sind - keinen einfachen und endgültigen Abschluß finden kann. Immerhin ist es mir hier, soweit ich genügend Zeit und Mühe aufwende, möglich, die nach Lage der Dinge optimale Prägnanzfigur zu gewinnen - und kann sie sozusagen mit gutem Gewissen in Handlungen umsetzen. Wenn man nun aber zusätzlich den Aspekt meiner Situiertheit in einer Scene alltäglicher Lebensführung thematisiert, so reflektiert man damit auf eine neue Ebene von Ambiguitäten und Vorläufigkeiten: Aufgrund der der Lebensführung inhärenten Zeitlichkeit in ihrer Erscheinungsform als Zeitknappheit habe ich hier nämlich in den wenigsten Fällen die Möglichkeit, wenigstens die nach Lage der Dinge optimale Prägnanzfigur zu erreichen, und damit zu Handlungsumsetzungen zu kommen, die ich als "soweit es eben geht" in meinem Verfügungs-/Lebensinteresse liegend hinnehmen kann. Vielmehr kann ich durch den Zeit- und damit Handlungsdruck, unter dem ich im Kontext der Lebensführung stehe, durch den aus meiner Situation auf mich zukommenden Zwang, jeweils sofort oder zum mindestens bis zu einem Zeitpunkt zu handeln, die mir eine hinreichende Abwägung der günstigsten Bedeutungs-/Prämissen-/Intentionskonstellation nicht erlauben würde, zu einem wirklichen Abschluß der benannten

Such- und Prüfbewegungen meines je aktuellen Handlungsvollzuges niemals kommen. Eine mögliche Konsequenz daraus wäre für mich - da ich offensichtlich nicht in meinem erkennbaren eigenen Interesse handeln kann - eben *nicht* zu handeln, mich zu verweigern, "aus dem Felde zugehen" (dies ein Terminus von Lewin), auszusteigen, wegzulaufen. Eine andere (und sicherlich meist die naheliegendere) Konsequenz wäre, nicht mit der ganzen Person, sondern quasi nur im Kopf nachzugeben, d.h. die kritische Prägnanzfigur kurzschlüssig so "zurechtzubiegen", Prämissen zu manipulieren, Lebensinteressen zu "ermäßigen", Handlungsintentionen umzudeuten, daß am Ende eine Prägnanzfigur resultiert, die unter dem aufgezwungenen Zeitdruck noch "machbar" ist. Dabei ist zu beachten (und wird später im Mittelpunkt ausführlicher Darlegungen stehen), daß eine derartige Produktion von *unvollständigen Prägnanzfiguren* von mir nicht bewußt vollzogen werden kann: Ich handle hier unter unmittelbarem Druck gegen (oder zum mindesten nicht eindeutig für) meine eigenen Lebensinteressen, *schade mir also selbst* - eine Handlungsweise, die, da niemand sich bewußt selbst schaden kann (s.o.), quasi für mich (jedenfalls auf der Objektebene, s.u.) nicht "bewußtseinsfähig" ist.

Mit dieser Argumentation haben wir, wie ich meine, unsere eigene frühere Vorstellung, der Realitätsbezug von Begründungsmustern sei implikativer Art, es handele sich hier lediglich um einen Beispielbezug oder Anwendungsbezug mit minimalem empirischem Gehalt, endgültig zurückgewiesen. Im Ganzen gesehen muß man die Verhältnisse hier in gewisser Weise umkehren: Es ist unangemessen, (subjektwissenschaftliche) Konzeptionen als implikative Konstruktionen mit inferenziellem Anwendungsbezug formulieren zu wollen: Man kappt damit die Begründungskonzeptionen von der Realität ab (und hat dann, wie Markard dokumentiert hat, große Mühe, den Realitätsbezug hinterher wieder herzustellen). Vielmehr müssen die in sich implikativen Prägnanzfiguren selbst zum Gegenstand subjektwissenschaftlicher Analysen im Begründungsdiskurs gemacht werden. Es ist ein (nicht unwichtiger) Teil der psychologischen Forschung in unserem Sinne, im Handlungsvollzug einerseits die Voraussetzungen herauszuarbeiten, unter denen "Prägnanzfiguren" (also Handlungsvoraussetzungen) entstehen können, und andererseits (dies ist die m. E. fruchtbarere Fragestellung) die dynamischen Verhältnisse, unter denen ich entweder zu gar keinen oder lediglich zu unvollständigen Prägnanzfiguren gelangen kann und so bei der Handlungsumsetzung u.U. unbewußt selbstschädigende Folgen (für mich und andere) nicht vermeiden kann. Dies alles ist aber lediglich als Skizze für spätere Ausführungen zu verstehen. Bis hierher sollte aus unseren Darlegungen nur unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgewiesen werden, daß der Grundbegrifflichkeit der subjektwissenschaftlichen Psychologie erkenntnistheoretisch gesehen eine *empirische Erkenntnisdistanz eigen* ist. Die Psychologie bleibt also unserer Auffassung nach, auch wenn sie die Weltlosigkeit der klassischen Standardanordnung hinter sich läßt und ihre Grundbestimmung als Psychologie im Medium des Begründungsdiskurses realisiert, ihrer historischen Entstehung gemäß eine *empirische Wissen-*

*schaft*. Was das in diesem Falle genau heißt, wäre allerdings im weiteren erst noch nach und nach herauszufinden.

### *Metasubjektivität*

Nachdem wir die Beziehung zwischen V1 und Vp, später umbenannt in Beziehung zwischen ForscherIn und MitforscherIn (F und M [M auch als MF oder Mf, Red.]), in vielen Zusammenhängen bereits angesprochen haben, aber stets nur hilfsweise, zur Verdeutlichung von Konzeptionen, in denen diese Beziehung in irgendeiner Art Bedeutung erlangte, ist es jetzt an der Zeit, diese Forschungsbeziehung in den Mittelpunkt unserer Analysen zu stellen: Es ist nämlich sicherlich schon an verschiedenen Stellen deutlich geworden, daß die *Forschungsdynade* im Kontext der subjektwissenschaftlichen Psychologie nicht mehr (wie die traditionelle Standardanordnung) als Beziehung zwischen der ForscherIn als Subjekt und der Vp o.ä. als Objekt der Forschung betrachtet werden darf, und daß der ForscherIn dabei keineswegs eine bevorzugte Position außerhalb der Forschungsbeziehung zukommt, von der aus er/sie unabhängig wissenschaftliche Erkenntnisse produzieren kann. Es war vielmehr klar, daß - da der Begründungsdiskurs das Medium des gesamten (subjektwissenschaftlich verstandenen) Forschungsprozesses ist - auch die ForscherIn erkenntnistheoretisch innerhalb des Begründungsdiskurses zu orten und die Spezifik der wissenschaftlichen Vorgehensweise im intersubjektiven Verständigungsrahmen herauszuarbeiten ist. Wie aber kann dies möglich sein?

Blicken wir, um einen Zugang zu dieser Frage zu gewinnen, nicht auf die kryptonaturwissenschaftlichen Mainstream-Psychologen, die schon eine solche Frage von vornherein als unsinnig einstufen und sich kaum mit uns in einen Disput darüber einlassen würden. Aufschlußreich erscheint mir dagegen ein Blick auf die (in der öffentlichen Einschätzung) mehr randständigen ForscherInnen, die selbst den Anspruch erheben, eine *subjektorientierte Psychologie* (oder auch Soziologie) entwickelt zu haben. Wenn ich es richtig sehe, so geht es in solchen (im übrigen häufig interessanten und ertragreichen) Ansätzen durchgehend lediglich darum, die *subjektive Sicht der Vpn, ProbandInnen, Interviewten etc.* systematisch in die Forschung einzubeziehen. Der Standort, von dem aus diese subjektive Sicht erfaßbar werden soll, ist aber offensichtlich stets die wissenschaftliche Außensicht der ForscherIn. Selbst, wenn dabei sogar von "Verstehen" in seinen verschiedenen Formen und Schwierigkeiten die Rede ist, so bleibt es letztlich stets die ForscherIn, die das Subjekt, und die ProbandIn, Interviewte o.ä., die das Objekt des Verstehens ist, wobei der ForscherIn fraglos das Monopol bei der Verarbeitung, Auswertung und Interpretation der "subjektiven" Daten zukommt. Die ProbandIn hat dabei - jedenfalls in letzter Instanz - nichts zu suchen, sie ist vom wissenschaftlichen Urteilsprozeß ausgeschlossen. Der Grund für all dieses liegt m.E. wesentlich darin, daß man sich wissenschaftliche Erkenntnis prinzipiell nicht anders denn als aus der "*wissenschaftlichen Außenperspektive*" gewinnen vorstellen kann. Die empirische Erkenntnisdistanz, wie wir sie diskutiert haben, impliziert dieser Auffassung nach notwendig die Distanz der ForscherIn von ih-

rem Erkenntnisobjekt: Erkenntnisdistanz wäre demnach notwendig eine *äußere* Beziehung. Selbst Voß (1991), der die "Subjektorientierung" historisch entwickelt und von den verschiedensten Aspekten her analysiert hat, hebt zwar zunächst im Anschluß an konstruktivistische Überlegungen den "intentionalen" Charakter der Forschung und die Abhängigkeit der Resultate vom Beschreibungsinstrumentarium hervor, stellt aber dennoch den Außenstandpunkt als Erkenntnisstandpunkt letztlich nirgends in Frage: "Der Wissenschaftler erstellt Beschreibungen aus der (wissenschaftlichen) Beobachterperspektive, und er kann dies nur mit vorab gesetzten Perspektiven und Interessen und mit einem Beobachtungs- und Beschreibungsinstrumentarium tun" (S. 129).

Wenn nun aber unser Problem (und häufig auch das Verständnisproblem des Lesers) darin liegt, daß wir einen "wissenschaftlichen Außenstandpunkt", von dem aus die Forscherin wie von einem archimedischen Punkt aus den Forschungsgegenstand in den Blick nehmen kann, nicht zur Verfügung haben, so heißt das natürlich keineswegs, daß wir auf die Konstituierung einer Differenz zwischen Forschung und Forschungsgegenstand o.ä. verzichten können: Wir hätten ohne eine solche Differenz nicht die Möglichkeit, die wissenschaftliche Forschungsdyade zu spezifizieren und es wäre uns letztlich sogar unmöglich, die Psychologie (in unserem Sinne) überhaupt von beliebigen nichtwissenschaftlichen Aktivitäten hinreichend abzugrenzen. Um hier einen Ausweg zu finden, akzentuieren wir zunächst den von uns schon oft benannten Umstand, daß es für die subjektwissenschaftliche Psychologie nur ein einziges Medium der Forschungsaktivität gibt, und das ist der Begründungsdiskurs. Einen wissenschaftlichen Standort außerhalb des Begründungsdiskurses kann es also nicht gegeben. Demnach müßte man - dies scheint die einzige Möglichkeit - die Differenz zwischen Forschung und Forschungsgegenstand, bzw. die beiden Glieder der Forschungsdyade, F und MF, irgendwie innerhalb des Begründungsdiskurses ansiedeln können: Beide Instanzen müßten vom intersubjektiven Verständigungsrahmen umgriffen sein und trotzdem hinreichend verschieden, um die Konstituierung des Forschungsverhältnisses zu ermöglichen. Aber wie kann das gehen?

Um hier weiterzukommen, unterscheiden wir zunächst in vorläufiger Weise zwischen einer *deskriptiven* und einer *konstruktiven* Zugangsebene zu den Phänomenen und Problemen alltäglicher Lebensführung im Begründungsdiskurs. Die deskriptive Zugangsebene sei dabei universell verstanden: Jeder, ob nun F oder MF etc., muß den Gegenstand erst einmal in seinen oberflächhaften Merkmalen erfassen und beschreiben können, damit überhaupt etwas da ist, worüber man diskutieren und das man ggf. wissenschaftlich analysieren kann. Die konstruktive Zugangsebene konstituiert dagegen im Ergebnis spezieller begrifflich-methodischer Arbeit die Möglichkeit, den Bereich alltäglicher Lebensführung wissenschaftlich zu durchdringen und die Resultate in den Diskussionsprozeß der Forschungsdyade einzubringen. Es ist zwar nach wie vor der Forschungsgegenstand, um den es hier geht, aber quasi von einem verallgemeinerten Standpunkt aus gesehen und in seiner Gegebenheitsweise reflektiert (s.u.). Die Hauptaufgabe der konstruktiven Zugangsebene ist, global gesprochen, die Schaffung der wissen-

schaftssprachlichen Voraussetzungen zu einer begrifflichen Fassung alltäglicher Lebensführung im intersubjektiven Beziehungsmodus, womit ermöglicht wird, ihn von den Zufälligkeiten der deskriptiven Zugangsebene zu befreien und als Gegenstand wissenschaftlicher Kommunikation zugänglich zu machen.

Um die in der Heraushebung dieser zweiten Ebene liegende Besonderheit unseres subjektwissenschaftlichen Ansatzes (und die Problematik ihrer Vernachlässigung) zu verdeutlichen, gehen wir quasi zunächst von der Gegenposition aus und analysieren die geschilderte Münchener Konzeption alltäglicher Lebensführung, die - da sie den wissenschaftlichen Standort mit dem wissenschaftlichen Außenstandpunkt gleichsetzt - trotz ihrer "Subjektorientierung" (wie dies auch bei allen anderen "subjektorientierten" Ansätzen üblich ist) die von uns hervorgehobene zweite, konstruktive Ebene des Gegenstandszugangs nicht kennen.

Das methodische Vorgehen der Münchener Gruppe (vgl. etwa Jurczyk & Rerrich, 1993 [a, Red.], S. 14ff) besteht z.B. darin, die besondere Subjektnähe der Daten über alltägliche Lebensführung dadurch herzustellen, daß man lange Interviews mit einzelnen Personen durchführt, die jeweils bestimmten vordefinierten Gruppen zugehören (Kaufhausverkäuferinnen, Computerfachleute, MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Massenmedien etc., s.o.). Die dergestalt gewonnenen Daten werden dann vom Außenstandpunkt der ForscherIn so ausgewertet, daß von dieser daraus typische Lebensführungsformen der einzelnen Berufsgruppen herausgelesen werden, für die die Interview-Texte dann wiederum als Beispiel dienen.- Was dabei auffällt, ist, daß durch diese Art der Befragung die alltäglichen Lebensführungen um die Anzahl der Befragten vervielfältigt und sozusagen in die einzelnen Interviewten hineingestopft werden: Es sind deren einzelne, ganz private Formen der Lebensorganisation, die hier erfragt werden. Dies steht in fundamentalem Widerspruch zu dem (in den theoretischen Darlegungen auch von den Münchenern hervorgehobenen) Umstand, daß die alltägliche Lebensführung schon vom Begriff her ein *kommunikatives oder kooperatives* Unternehmen ist: Es geht hier (wie schon aus unseren früheren Beispielen ersichtlich) stets um die Koordination verschiedener Tagesaktivitäten mit denen anderer Individuen, so daß die Lebensführung nicht anders konzeptualisiert werden kann denn als Charakterisierung der diese einschließenden und ausmachenden *sozialen Strukturen* - und dies unabhängig davon, ob dabei ein aktueller Kontakt besteht oder die Beziehungen (wie in den von uns benannten "Episoden") lediglich virtueller Art sind (Widerständigkeit dagegen, mit der Familie zusammen Abendbrot zu essen, deswegen Verharren am Schreibtisch des Dienstzimmers, vgl. S. 41).

Nun haben jedoch auch Jurczyk & Rerrich (1993, [b, Red.]) selbst gelegentlich Zweifel an ihrer Methode der Einzelbefragung geäußert: "Allerdings sind wir in unserer Forschungsarbeit zunächst von der einzelnen Person ausgegangen; dem entsprach methodisch die Befragung von Einzelpersonen. Aus forschungspraktischen Gründen machte diese Konzentration auf die einzelne Person durchaus Sinn, war es doch wesentlich einfacher, vor der Verschränkung der Alltagsarrangements zunächst das einzelne zu verstehen" (S. 265). Ein paar Seiten später wurden die mit den Einzelbefragungen verbundenen Schwierigkeiten klarer be-

nannt und Pläne für erweiterte Untersuchungen angedeutet: "Es wurde deutlich, daß durch die Konzentration auf die 'individuelle Lebensführung' die Untersuchung der Einbindung der individuellen Lebensführung in Kooperationszusammenhänge auf Grenzen stößt. Aus diesem Grunde soll die Fragestellung der Einbindung in Gemeinsamkeit intensiver untersucht werden durch entsprechende Forschungen in den folgenden Jahren. Dafür soll das Sample in einem neuen methodischen Zugriff erweitert (mit Hilfe der Paarbefragung bzw. des Familieninterviews) und das gemeinsame Arrangement der Lebensführung von ausgewählten 'berufstätigen Familien' analysiert werden." (S. 267) - Zu derartigen Untersuchungen ist es - da die Münchener ForscherInnengruppe sich inzwischen auflöste - dann allerdings nicht mehr gekommen.

So interessant derartige neue Erhebungen sicherlich auch geworden wären: Es bleibt dennoch zu fragen, ob mit solchen Familieninterviews o.ä., also auf unserer ersten Ebene deskriptiver Datenerhebung, bei der theoretischen Interpretation vom Außenstandpunkt der ForscherIn das von uns aufgeworfene Problem tatsächlich gelöst wäre. Zweifel daran können einem kommen, wenn man sich klar macht, daß in dieser Art von "subjektorientiertem" Vorgehen bei den Interpretationen genau genommen nur dasjenige Individuum interessiert, das gerade befragt worden ist. Wenn z.B. Herr X befragt wurde, so erscheint allein er als Subjekt von Lebensführung, Frau X, von der Herr X ausführlich berichtet, kommt dabei nur aus der Sicht von Herrn X, nicht aber als eigenständiges Lebensführungssubjekt vor. Wenn nun auch noch Frau X befragt werden würde, so wäre das Verhältnis lediglich umgekehrt: Herr X wäre nun um seinen Subjektstatus gebracht und erschiene lediglich aus der Sicht von Frau X, etc. Wie die beiden Perspektiven zusammengebracht werden könnten, also *eine* Lebensführung daraus werden könnte, ist dabei nicht ersichtlich, und zwar nicht aus erhebungsmethodischen, sondern aus konzeptionellen Gründen: Eine Begrifflichkeit, durch die die Lebensführung von Herrn und Frau X als *eine einzige* Lebensführung konzeptualisierbar wäre, steht hier nicht zur Verfügung.

Der Umstand, daß in der Münchener Gruppe "Lebensführung" immer nur aus der Sicht *einer* (im Zweifelsfalle der befragten) Person faßbar ist, verdeutlicht sich auch in anderen Begriffsbildungen. So wird mehrfach zwischen der Lebensführung einer Person und den "externen Anforderungen" unterschieden, wobei zu diesen durchaus auch andere Personen gehören können. Wolfgang Dunkel (ein Mitglied der Münchener Gruppe) charakterisiert z.B. die mögliche Instabilität der Lebensführung mit dem Hinweis, daß mit Instabilität auch dann zu rechnen ist, wenn "andere Personen wenig verlässlich sind" (167f.). Die "anderen Personen" erscheinen also nicht als selbständige Subjekte von Lebensführung etc., sondern lediglich als "äußere Bedingung" der Lebensführung der jeweils befragten Person. Es handelt sich hier um eine charakteristische vorreflexive Art von "Fixierung" oder "Zentrierung" der Begrifflichkeit (mit dem Begriffspaar "Zentrierung/Dezentrierung lehne ich mich - ohne damit seine Theorie zu übernehmen - an Piaget an), durch welche immer nur ein Subjekt als solches benennbar ist und alle

anderen Subjekte nur als Randfiguren innerhalb der Lebensführung des Individuums, auf das der Blick gerade zentriert ist, erscheinen.

Die darin liegenden grundsätzlichen kategorialen Mängel werden wo möglich in solchen Bemühungen der Autoren besonders deutlich, in denen sie versuchen, den verfehlten individuellen Zugriff auf das soziale Phänomen "Lebensführung" zu überwinden. Deswegen will ich - ehe ich zu allgemeinen Schlußfolgerungen komme - einen derartigen Versuch etwas ausführlicher dokumentieren. In dem Aufsatz von Jurczyk & Rerrich (1993 [b, Red.]) "Lebensführung, soziale Einbindung und Geschlecht" soll die "soziale Einbindung" (unter der Kapitelüberschrift "Das Spannungsverhältnis von individueller und gemeinsamer Lebensführung in Familien mit berufstätigen Personen" (S. 264) auf neuer begrifflicher Ebene gekennzeichnet werden. Dazu heißt es etwa:

"Die individuelle Lebensführung von Berufstätigen, die in 'berufstätigen Familien' eingebunden sind, reflektiert ... nicht nur die spezifische Anforderungsstruktur des jeweils eigenen Berufes, sondern auch die des Partners. Wenn mehr als ein Beruf mit jeweils spezifischen Anforderungen im Alltag einer Familie 'untergebracht' wird, gilt es, eine gemeinsame Lebensführung so zu strukturieren und zu stabilisieren, daß die Berufe der Partner alltäglich vereinbart werden können. Dies verlangt von den beteiligten Personen, einerseits ihre jeweils *eigene*, auf die eigenen beruflichen Belange bezogene Lebensführung zu praktizieren und andererseits zugleich eine *gemeinsame* Lebensführung aufrechtzuerhalten und alles in eine Balance zueinander zu bringen" (S. 268).

Wem die vorreflexive Zentrierung der Begriffsbildung in diesem Passus nicht gleich auffällt, dem sei sie durch einfache Umkehrung des von Jurczyk und Rerrich benannten Beispiels verdeutlicht: Hier wird mit Selbstverständlichkeit die "Familie" (da es darum in dem Beitrag nun einmal geht) als Ort "gemeinsamer Lebensführung" definiert und die Bewältigung der beruflichen Belange als eigene, individuelle Lebensführung davon abgehoben. Wenn man nun aber die Sichtweise umzentriert und das Lebensführungsarrangement vom Standpunkt der Berufstätigkeit (den ja die meisten der Beteiligten *auch* einnehmen) strukturiert, so wird sofort deutlich, daß es sich aus dieser Sicht keinesfalls um eine besondere, "eigene" Lebensführung handelt, sondern ebenfalls um eine "gemeinsame", nur besteht die Gemeinsamkeit hier zwischen den KollegInnen am Arbeitsplatz. Von da aus könnte man dann sehr wohl die "Lebensführungen" in den Familien als je "eigene" private Lebensführung bezeichnen, deren Anforderungen jeder Einzelne mit den Aufgaben des Berufes in Einklang bringen muß. Dabei gibt es auch aus dieser Perspektive spezielle "Strukturierungs"- und Stabilisierungserfordernisse, nur geht es jetzt darum, die jeweils "eigenen" privat-familialen Anforderungen und Sorgen mit den Kollegen so abzustimmen, daß die gemeinsame Arbeit nicht darunter leidet.- Der eigentliche Fehler derartiger Zentrierungen liegt natürlich nicht darin, die Lebensführung der Familie in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen, sondern in der Art und Weise, wie hier die unmittelbaren Beobachtungen und Beschreibungen auf der deskriptiven Ebene kurzschlüssig in gänzlich "einseitige", vorreflexive Begriffe transformiert werden, denen genau genommen - als bloßen Verdoppelungen des "Beobachteten" - jeder wissenschaftliche Verallgemeinerungswert abgeht. Man theoretisiert hier aus der Befangenheit in einer Standortgebundenheit, die selbst nicht theoretischer Reflexion ausgesetzt wird.

Wenn man dies bedenkt, wird klar, daß die dabei vollzogene Unterscheidung zwischen "gemeinsamer" und "eigener" Lebensführung ein bloßes Resultat der Verhaftetheit im Vordergründig-Anschaulichen ist: Wenn es einem gelingt, die zufällige Absolutsetzung einer Sichtweise im Lebensführungsarrangement zu überwinden und das Arrangement im Ganzen in den Blick zu nehmen, so wird sofort klar, daß die Differenzierung von "gemeinsamer" und "eigener" Lebensführung haltlos ist: Jede Lebensführung ist sowohl "individuell" wie "gemeinsam", das Begriffspaar hat keinerlei analytischen Wert; man muß offensichtlich eine andere Ebene der Begriffsbildung erreichen, um die benannten Vordergründigkeiten und Schiefheiten zu vermeiden.

Zur Verdeutlichung der damit benannten Friktionen der Begriffsbildung über Lebensführung ist mir ein Beispiel eingefallen, daß sicherlich etwas weit hergeholt erscheint, aber das Problem m.E. präzise auf den Begriff bringt. Der Unterschied zwischen dem ptolemäischen und dem kopernikanischen Weltbild in der Geschichte der Astronomie: Die vorreflexive Standortfixierung, die wir den Münchener Lebensführungsforschern exemplarisch attestierten, findet sich auch im Ptolemäischen Weltbild. Man setzt die eigene zufällige Lokalisation auf der Erde und die damit verbundene Perspektive absolut, unterstellt so die Sonne [die Erde, Red.] als Mittelpunkt des Universums und die Planeten und Fixsternbewegungen als davon abhängige Größen und konstruiert von da aus ein theoretisches Modell, in dem das Anschauliche, ohne es als solches zu reflektieren, (in einer bekanntlich ungeheuer komplizierten Weise) geometrisch-mathematisch konzeptualisiert wurde. Der entscheidende Fehler der Münchener Gruppe wie des Ptolemäus liegt darin, daß hier zwischen der anschaulich-deskriptiven und der konstruktiven Zugangsebene zum Gegenstand nicht unterschieden wird: Das - tatsächlich standortgebunden zufällige - Anschauliche wird mit der Sache als solcher (in standpunktunabhängiger Existenz) gleichgesetzt und entsprechend kommt es zu theoretischen Modellen, in denen die zufällig-standortgebundenen Bestimmungen als verallgemeinerbare Konzeptualisierungen angesehen werden. - Das entscheidende Verdienst des Kopernikus (für die Lösung unseres Problems) besteht nun darin, daß er die theologischen Zentrierungen des Ptolemäischen Weltbildes durch eine Dezentrierung der Sicht überwunden hat: Man kann das Sonnensystem nicht nur aus der Perspektive der Erde, sondern auch des Jupiter, der Venus, des Mars betrachten, und von jedem Standort bewegen sich die Planeten (scheinbar) in gänzlich unterschiedlichen Bahnen und Relationen zueinander. Die geozentrische Standortgebundenheit ist damit quasi zu einer multiplen Standortgebundenheit - jeder Planet seine Perspektive - ausdifferenziert worden. Daraus ergibt sich nun als logisch nächster Schritt, einen "Metastandort" (als orthogonale Draufsicht) außerhalb des gesamten Sonnensystems zu *konstruieren* bzw. zu errechnen, von dem aus die Positionen und sich daraus ergebenden Perspektiven der einzelnen Planeten einschließlich der Erde fassbar werden, womit der Standort/die Perspektive je eines Planeten sich als *Fall von* genereller Perspektivenabhängigkeit innerhalb des Planetensystems erweist. Damit sind die standortgebundenen Verfielfältigungen der Abbildung des Sonnensystems überwunden: Man hat auf mathematischem Wege die "wahren Bewegungen" der Planeten in ihren Relationen zueinander gewonnen, und so bleibt nur noch ein Sonnensystem übrig: Das heliozentrische Sonnensystem des Kopernikus. Dieses ist gekennzeichnet durch die *Umkehrbarkeit bzw. Reversibilität der Einzelperspektiven*: Ich kann jede Sichtverzerrung durch die Einnahme eines bestimmten Standortes dadurch überwinden, daß ich mich auf den benannten Metastandpunkt zubewege; in dem Maße, wie ich ihn (in Gedanken) erreicht habe, verschwindet die individuelle Sichtverzerrung und geht im Modell der "wirklichen" Verhältnisse des Sonnensystems auf.

Für unsere weiteren Überlegungen ist wichtig, daß mit der Konstruktion des kopernikanischen Weltsystems unsere alltägliche Perspektive, in welcher wir die Sonne auf- und untergehen sehen etc., nicht etwa verschwindet. Sie läßt sich jetzt lediglich als die von uns früher benannte standortabhängige deskriptiv-anschauliche Zugangsebene zum Erkenntnisgegenstand spezifizieren, der eine andere, standortunabhängig-konstruktive Zugangsebene gegenübergestellt ist, zu der die Sichtweisen und Konzepte der deskriptiven Ebene ins Verhältnis

gesetzt werden müssen, wenn sie wissenschaftlich modelliert werden sollen. Dabei ist zu beachten, daß es hier nicht um die Gegenüberstellung von "empirischen" und "konstruktiven" Aussagen, sondern um Differenzierungen des Gegenstandsaufschlusses geht. Das kopernikanische Weltbild ist genau so "empirisch" wie das ptolemäische und umgekehrt; nur daß die "Empirie" hier in unterschiedliche begriffliche Netze eingefangen ist. Anders: Auch die "Beobachtungen" des Ptolemäischen Weltbildes sind nur "durch Begriffe hindurch" kommunizierbar; nur solche, die wir heute als vorreflexiv betrachten (die Vorstellung einer "reinen" begriffslosen Empirie, wo die Tatsachen als solche zu uns sprechen, ist heute wohl sogar bis in die letzten Winkel des Empirismus hinein überwunden).

Mit diesen Überlegungen sind wir offensichtlich unserem Ziel nähergerückt, die Grundbestimmungen der konstruktiven Ebene des psychologischen Gegenstandszugangs so von der deskriptiven Ebene abzuheben, daß sich von da aus die Forschungsdyade im Begründungsdiskurs, also ohne Unterstellung einer fiktiven wissenschaftlichen Beobachterebene, hinreichend charakterisieren und die Spezifik von Wissenschaftlichkeit im Kontext des Begründungsdiskurses konzeptualisieren läßt. Der entscheidende Schritt ist dabei die Kontrapunktierung der vorreflexiven Zentrierung/Standortgebundenheit der deskriptiven Zugangsweise (wie wir sie an Auffassungen des Münchener Projekts verdeutlicht haben) durch eine konstruktive Zugangsebene, die den standortgebundenen Verkürzungen nicht unterliegt. Alle differenzierten Konzepte, Theorien und Forschungsfragen müssen auf diese Grundstruktur beziehbar bzw. in diese "übersetzbar" sein, oder (anders herum gesagt) dürfen dieser Grundstruktur nicht widersprechen, wenn ihnen innerhalb der Forschungsdyade die Qualität der Wissenschaftlichkeit zukommen soll. Dazu ist aber vorausgesetzt, daß die Struktur der Lebensführung selbst ihren Gegenstand verzerrungsfrei, dezentriert und standortunabhängig repräsentiert. Konzepte, wie die der Münchener, bei denen die Lebensführung scheinbar eine andere Struktur hat, je nachdem, von welchem Standpunkt aus man sie betrachtet (vom Standpunkt der "Familie" oder der "Berufstätigkeit", vom Standpunkt des Akteurs der Lebensführung oder den "externen Anforderungen", zu denen nach Dunkel denn auch unzuverlässige Leute gehören können, etc.), sind wegen der Verabsolutierung der standortgebunden-empirischen Zugangsweise und damit verbundenen Beliebigkeit als Grundlage für wissenschaftliche Begriffsbildung ungeeignet.

Wie sind nun aber die Grundbestimmungen der konstruktiven Zugangsebene (als Basis adäquater psychologischer Begriffsbildung) präzise zu charakterisieren? Ehe wir im einzelnen darauf kommen, sollten wir den Umstand, daß beide, die deskriptive und die konstruktive Zugangsebene, Differenzierungen im (unserer Konzeption nach unhintergehbaren) Kontext des Begründungsdiskurses sind, auch terminologisch berücksichtigen. Wir haben bei der Einführung des Ansatzes, Erläuterung unserer früheren Beispiele etc., dem Umstand, daß der Begründungsdiskurs ein bestimmt geartetes soziales Phänomen ist, gelegentlich dadurch wissenschaftssprachlich Rechnung getragen, daß wir ihn als "*intersubjektiven Beziehungsmodus*" charakterisierten.

Dabei befanden wir uns aber mit unseren damaligen Überlegungen und Beispielen noch weitgehend innerhalb dessen, was wir jetzt "deskriptive Zugangsweise" zum Gegenstand genannt haben, d.h. derartige Grundmodalitäten waren

noch kaum Gegenstand der Reflexion. Wenn wir in den folgenden Analysen den intersubjektiven Beziehungsmodus nicht nur realisieren, sondern *selbst wiederum im Ganzen zum Gegenstand der Reflexion* machen, so ist dies gleichbedeutend damit, daß wir hier eine "Metastandpunkt" einnehmen. Entsprechend nennen wir die bisher als "konstruktive Zugangsebene" bezeichnete Beziehungsform künftig "metasubjektiver Verständigungsrahmen" oder kurz "Metasubjektivität". (Diese Terminologie stammt aus methodologischen Überlegungen, die ich 1983/85 unter dem Titel "'Metasubjektiver' Verständigungsrahmen zwischen Forscher und Betroffenen in deren Partizipation am Forschungsprozeß", S. 540ff.) formuliert habe, die ich aber hier, da die Herausarbeitung der Ähnlichkeiten und Unterschiede zu meiner gegenwärtigen Position sehr umständlich und aufwendig wäre, nicht eigens mit aufarbeite).- Wenn wir nun also die konstruktive Zugangsebene aus Gründen der Handlichkeit als "Metasubjektivität" bezeichnen werden, so bietet es sich an, für die "deskriptive Zugangsebene" die alte Terminologie, nur jetzt in präzisierter Bedeutung, beizubehalten und weiterhin vom "intersubjektiven Beziehungsmodus" zu sprechen.- "Intersubjektiver Beziehungsmodus" bzw. "Intersubjektivität" charakterisiert also allgemein die einzige Art der Kommunikation, die (wie ausführlich dargestellt) den Umgang der Menschen miteinander in ihrer "menschlichen" Spezifik kennzeichnet. "Metasubjektiver Verständigungsmodus" bzw. "Metasubjektivität" charakterisiert dagegen den Metastandpunkt, von dem aus die Intersubjektivität selbst wieder zum Gegenstand struktureller Reflexionen gemacht wird. Damit ist gleichzeitig die wissenschaftliche Herangehensweise thematisiert, durch welche die Forschungsdyade zu einem wissenschaftlichen Unternehmen im Rahmen des Begründungsdiskurses (also ohne Fingierung eines "wissenschaftlichen" Standpunktes außerhalb) werden kann.

Die zentralen Bestimmungen der metasubjektiven Struktur der Lebensführung ergeben sich größtenteils schon aus der einfachen Negation unserer Kritik an der Verabsolutierung der deskriptiven Zugangsweise. Dabei ist das entscheidende Kennzeichen die Reflexion auf die *Umkehrbarkeit der Standpunkte* innerhalb einer Lebensführungsszene. Während ich auf der deskriptiven Zugangsebene bzw. dem "einfachen" intersubjektiven Beziehungsmodus die Gesamtszene von je meinem eigenen Standpunkt aus strukturiere, reflektiere ich auf der Ebene der Metasubjektivität den Umstand, daß jeder der Beteiligten von seinem Standort aus eine eigene Perspektive auf die Gesamtscene hat, die mit der meinen absolut gleichwertig ist, und der gegenüber meine eigene Sichtweise keinerlei Privileg oder Vorteil hat. Diese Reflexion kann (in Abwandlung des Piagetschen Terminus) *Dezentrierung* genannt werden. Es wird hier begriffen, daß es vom Metastandpunkt aus kein bevorzugtes Zentrum der Strukturierung gibt, weder die "Erde" im ptolemäischen Weltsystem noch mein eigener Standpunkt (und sei es als "Forscher") innerhalb einer Lebensführungsszene. Dies wiederum hat wichtige gnoseologische Konsequenzen. Wenn man den metasubjektiven Standpunkt einmal reflektiert hat, so ist damit jede "Subjektivierung" einer Lebensführungsszene von vornherein ausgeschlossen. Vielmehr sind hier eben jene objektiven Bedeutungskonstellationen und Lokalitäten vorausgesetzt, wie wir sie früher aus-

führlich charakterisiert haben. Nur so ist als möglich zu denken, daß verschiedene Subjekte unterschiedliche Perspektiven auf diese Konstellationen/Lokalitäten haben können, die dennoch objektiv die gleichen bleiben. Hier wird aus einer anderen Sichtweise nochmals deutlich, welche Relevanz die früher ausführlich dargelegte Bedeutungsstruktur-Analyse (und die Analyse der zugrundeliegenden Sozialstrukturen) im Rahmen unseres Psychologieverständnisses hat.

Wenn einmal die Umkehrbarkeit der unterschiedlichen einzelnen Perspektiven in einer Lebensführungs-Szene eingesehen ist, so folgt zwingend der nächste Schritt, nämlich die Konstruktion einer *übergeordneten* Metaperspektive (quasi der Schritt zum kopernikanischen Weltbild), in der (dem) die Relation der jeweiligen Einzelperspektiven quasi orthogonal, also durch jedwede Standortgebundenheiten unverzerrt, abbildbar ist. Dies wäre der Standpunkt der *multiplen Reziprozität* aller in einer Szene involvierten Standpunkte: Jeder hat nicht nur zu jedem anderen innerhalb der Lebensführungsszene gleichgeordnete Beziehungen, vielmehr sind diese Beziehungen qualitativ dadurch gekennzeichnet, daß sie die Beziehungen des jeweils anderen zu mir (im Rahmen des intersubjektiven Beziehungsmodus) gleichursprünglich implizieren: Ich als Subjekt erfahre dich als ein Subjekt, das mich als ein Subjekt erfährt. Ich habe dies früher (1983/85) als Resultat eines Schrittes charakterisiert, durch den das Individuum "in einer Art 'sozialer Dezentrierung' von seinem eigenen Standort absehen, sich also selbst als 'einen anderen für andere' kognizieren" kann (S. 292, Hervorh. teilweise weggelassen). Während indessen in solchen Formulierungen mehr auf einen Entwicklungsschritt des Individuums abgehoben ist, explizieren wir hier Charakteristika der "Metasubjektivität" als Strukturreflexion des psychologischen Gegenstandes. Darin wird allerdings auch die benannte Formel "*Für andere der andere*" eine große Rolle spielen - und zwar deswegen, weil das Abstraktionsniveau solcher Reflexionen auf Reversibilität in der psychologischen und sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung - schon durch die allgemeine Akzeptanz der "einseitigen" Beobachterperspektive - kaum irgendwo erreichbar ist.

### *Soziale Selbstverständigung als subjektwissenschaftliches Erkenntnisinteresse*

Wir haben im ersten Teil des Kapitels ausführlich über "Erkenntnisdistanz" diskutiert und dabei entgegen eigenen früheren Auffassungen nachweisen wollen, daß subjektwissenschaftliche Psychologie, obwohl ihre Wissenschaftssprache nicht durch kausale, sondern durch inferenzielle Verknüpfungen charakterisiert ist, dennoch empirische Wissenschaft i.e.S. sein kann (deren Eigenart und Kriterien allerdings erst noch zu elaborieren sind). Warum bringen wir also am Ende des Kapitels nun das Thema speziell auf Erkenntnis*interesse*: Wo ist da der Unterschied? Ist das Problem nicht zwangsläufig bei der Erörterung der Erkenntnisdistanz schon mitbehandelt?

Falls man "Erkenntnisinteresse" i.e.S. als Interesse an der wissenschaftlichen Wahrheit versteht, ist dieser Einwand zweifellos triftig. Wir gebrauchen hier das Konzept "Erkenntnisinteresse" jedoch in einem anderen, sich mit der engen Bedeutung des Begriffs nur teilweise überschneidenden Sinne. Während "Erkennt-

nisdistanz" eindeutig in den Bereich von Wissenschafts- und Erkenntnistheorie gehört, handelt es sich bei "Erkenntnisinteresse" um eine eher wissenschaftssoziologische Konzeption, die in der Tradition der Wissenschaftskritik der Studentenbewegung steht, wobei Habermas' Buch "Erkenntnis und Interesse" von 1965 richtungweisend war.- Die Frage, die hier im Mittelpunkt steht, ist: *Wem dient* ein bestimmter Forschungszweig (hier: der Psychologie) mit seinen Resultaten, wobei damit nicht nur Wissenschaftler und andere einschlägig Interessierte, sondern in gewissem Sinne alle Menschen als mögliche Fragende auftreten. In der Frühzeit der Studentenbewegung ging es dabei vorwiegend um die Aufdeckung der Verflochtenheit der Psychologie mit Militär und Industrie in der kapitalistischen Gesellschaft: Muster für derartige Recherchen war das damals sehr berühmte Buch "The servants of power" von Loren Baritz (1960), in dem die Geschichte der Vereinnahmung der Sozialwissenschaften, besonders auch der Psychologie, durch den militärisch-industriellen Komplex ausführlich dokumentiert wurde. In diesem Zusammenhang ist der Streit zwischen Klaus Eyerth und Vertretern der Studentenbewegung auf dem Kongreß in Hannover (1968) zu erwähnen, in dem Eyerth vorgeworfen wurde, seine Experimente zur Geruchswahrnehmung dienten der Aufspürung von Vietcong im Urwald. In der Zwischenzeit hat sich (was ich hier nicht nachzeichnen will) die Sichtweise auf das Problem des Erkenntnisinteresses weitgehend geändert: Es wird von uns heute als allgemeines Kriterium für die gesellschaftliche Relevanz der Psychologie diskutiert, wobei - dies ist entscheidend - die früher teilweise vollzogene Trennung zwischen Wissenschaftlichkeit und Interesse wieder aufgehoben wurde. Die Frage lautet jetzt: Wie ist das Interesse zu umschreiben, das die Individuen (die Gesellschaft) an den Resultaten der Psychologie in ihrem Charakter als wissenschaftlich ausgewiesene Forschung haben können? (Hier liegt der schon erwähnte Überschneidungsbereich zum Konzept der Erkenntnisdistanz). Das Problem des Erkenntnisinteresses kann demnach überhaupt nur sinnvoll gestellt werden, wenn die Wissenschaftlichkeit der jeweils thematisierten Forschungen dabei mit zur Diskussion steht.

Wir stellen die Frage nach dem Erkenntnisinteresse in unserem Darstellungszusammenhang selbstverständlich nicht historisch: Es geht uns nicht (wie etwa Baritz) darum herauszufinden, welche Auftraggeber in welchen institutionellen oder politischen Zusammenhängen Interesse an welcher Art von Psychologie haben oder haben könnten. Vielmehr ist von uns nach dem möglichen Erkenntnisinteresse gefragt, das bestimmten psychologischen Konzeptionen ihrer wissenschaftlichen Struktur nach inhärent ist. Jeder wissenschaftliche Grundansatz impliziert einen durch seine Struktur gesetzten Möglichkeitsraum, der die Variationsbreite potentieller Interessenbezogenheit eingrenzt und der ausgenutzt oder nicht, aber in keinem Falle überschritten werden kann. Es geht also um die allgemeinen Kennzeichen der möglichen Interessenbezogenheit, die sich aus der erkenntnislogischen Struktur der zur Frage stehenden wissenschaftlichen Grundkonzeption ergibt.

Wir haben die Frage des Erkenntnisinteresses mit Bezug auf die traditionelle Psychologie ausführlich, mit Bezug auf unseren eigenen subjektwissenschaftlichen Ansatz aber nur mehr oder weniger global diskutiert: Offensichtlich waren wir der Ansicht, daß sich die "Fortschrittlichkeit" unserer Konzeption aus ihrer Kontrastierung mit der traditionellen Psychologie (und aus der Fundiertheit unseres Grundansatzes im Marxschen Denken) mehr oder weniger von selbst versteht. Um diese "Schieflage" auszugleichen, werden wir uns also im folgenden ausführlich mit dem Erkenntnisinteresse im Kontext des bisher im vorliegenden Text dargestellten/entwickelten subjektwissenschaftlichen Ansatzes beschäftigen und über das Erkenntnisinteresse, das man aus der traditionellen Psychologie explizieren kann (und expliziert hat), lediglich vorweg einige, die Verdeutlichung der Differenz erleichternde Bemerkungen machen.

Der Nachweis, daß die (traditionelle) Psychologie eine "bürgerliche" Wissenschaft sei, war geradezu eine Lieblingsbeschäftigung der kritischen Psychologen zwischen 1968 und den frühen achtziger Jahren. Diese Kritik war - schon ihrer Struktur nach - relativ redundant und nichtssagend: Man *wußte* aufgrund mehr oder weniger fundierter gesellschaftstheoretischer Diagnosen ja bereits im Voraus, daß der Psychologie als ganzer das Kennzeichen "bürgerlich" zukommt, so daß in den vorgelegten Analysen über bestimmte Teilgebiete oder Spezialfragestellungen - per selbsterfüllende Prophetie - auch nichts anderes herauskommen konnte (vgl. Maiers 1979). Auch wir (die Kritischen Psychologen aus West-Berlin) lieferten zu diesem Geschäft vielfältige Beiträge, bis wir zu Beginn der achtziger Jahre den Versuch machten, zu einigen Verallgemeinerungen zu kommen. Dabei gingen wir von dem grundlegenden Strukturmerkmal der traditionellen Psychologie, dem "Variablenschema" aus, durch welches die einseitige Bedingtheit des Individuums durch die (vom Experimentator gesetzten) Ausgangsumstände festgeschrieben ist. Daraus folgt, wie wir feststellten, daß - sofern diese Art Psychologie allgemeine, über den engen wissenschaftlichen Rahmen hinausgehende Erkenntnisinteressen realisiert oder sich solchen unterwirft - dieses nur als *Interesse an der Kontrolle über Menschen* näher bestimmt werden könne. In welchen Bereichen die Psychologie also auch eingesetzt werde, ob in der Industrie, in sozialstaatlichen oder in pädagogischen Institutionen, etc., sie *könne* ihrer inhärenten Variablenstruktur nach (welche mehr oder weniger guten Absichten Forscher und Auftraggeber auch hegen mögen) prinzipiell zu nichts anderem nütze sein, *als zur Einrichtung und Kontrolle von Verhalten unter fremdgesetzten Bedingungen*. So erhielt die traditionelle Psychologie von uns den Beinamen "Kontrollwissenschaft" (vgl. etwa [Holzkamp, Red.] 1983/85, S. 522). Diese Bezeichnung wurde (mit Einschränkungen bezüglich gewisser Rand- und Übergangsbereiche der Psychologie) bis heute mehr oder weniger beibehalten; und aus der Kontrastierung mit "Kontrollwissenschaft" wurde schon damals für unseren eigenen Ansatz der ebenfalls heute noch gängige Namen "*Subjektwissenschaft*" eingeführt.

Zur Frage, welches Erkenntnisinteresse (im Gegensatz zur Kontrollwissenschaft) nun aber aus dem subjektwissenschaftlichen Ansatz explizierbar sei, fan-

den wir (wie gesagt) damals (und eigentlich bis heute) keinen rechten Zugang. In den Abschnitten, die eigentlich das Pendant zur kritischen Heraushebung des kontrollwissenschaftlichen Charakters der traditionellen Psychologie sein sollten, finden sich viele für die weitere Entwicklung der subjektwissenschaftlichen Psychologie zentrale Aussagen, die aber durchgehend mehr methodologischer oder wissenschaftstheoretischer Art sind (S. 540ff). Im Mittelpunkt der Diskussion stand dabei das Konzept des "metasubjektiven Verständigungsrahmens", das wir ja hier kritisch rezipiert haben; in diesen und in anderen Zusammenhängen geht es fast durchgehend um die spezifisch subjektwissenschaftliche Beziehung zwischen Forschenden und "Beforschten", das "Mitforscherverhältnis", etc.; dies alles übergehend in Ausführungen (S. 545ff) über "Möglichkeitenverallgemeinerung", "typische Möglichkeitsräume" und schließlich das dezidiert wissenschaftslogische Problem der Geltungsbegründung subjektwissenschaftlicher Aktualforschung (S. 560ff): Die Frage nach dem Erkenntnisinteresse, also danach, für wen psychologische Subjektwissenschaft (jenseits der Selbstreproduktion des Wissenschaftsbetriebes) nützlich und fruchtbar sein soll, was man davon hat, sich mit ihr zu beschäftigen, wird dagegen nirgends gestellt und infolgedessen auch nirgends diskutiert.- Offenbar fehlte uns bisher die nötige Distanz zu unserem eigenen Tun, so daß wir Selbstverständlichkeiten transportierten, wo selbstkritische Fragen am Platze gewesen wären.- Damit haben wir den Punkt erreicht, wo wir mit unseren eigenen Überlegungen einsetzen müssen (wobei immer zu beachten ist, daß unseren Analysen nicht der Stand von 1983, auch nicht der von 1995, zugrundeliegt, sondern von uns eine konzeptuelle Weiterentwicklung der subjektwissenschaftlichen Psychologie - natürlich auf der Basis der früher erarbeiteten Grundlagen - versucht wird).

Die wesentliche Differenz zur traditionellen Psychologie (aus der unsere Hauptschwierigkeiten bei der Elaboration subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses erwachsen) liegt darin, daß subjektwissenschaftliche Aussagen im Medium des Begründungsdiskurses prinzipiell *dialogischen Charakter* haben: Es geht hier im intersubjektiven bzw. metasubjektiven Rahmen zentral um die *sprachliche Verständigung* zwischen den Beteiligten (innerhalb und außerhalb des Wissenschaftsbetriebes). Weil es dabei nicht um Verständigung über konkrete Sachverhalte (etwa die Wasserversorgung in Berlin), sondern um Verständigung im Kontext alltäglicher Lebensführung geht, deren "Subjekt" je ich selbst bin, erweitere ich den Terminus "Verständigung" und rede hier (in einer, wie ich finde, schönen Marxschen Prägung) von "*Selbstverständigung*". Um dem Mißverständnis vorzubeugen, das "Selbst" in "Selbstverständigung" sei rekursiv auf ein je einzelnes Individuum bezogen, und in Erinnerung zu rufen, daß ich im Kontext alltäglicher Lebensführung immer in sozialen Bezügen stehe (so daß der Gegenstand der Psychologie von vornherein ein "sozialer" ist), erweitere ich den Terminus nochmals und spreche nun endgültig von "*sozialer Selbstverständigung*" als *Leitlinie subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses*.

Gerade aus dem Lager der psychologischen Hardliner mag hier sofort die Frage laut werden, wer (außerhalb akademischer Zirkel) wohl ein Interesse an sozia-

ler Selbstverständigung haben könnte: Bestenfalls sei dies etwas für "soft minded philosophers" unter den Psychologen und generell für versponnene Leute am Rande der Community. Eine Konkurrenz für die empirisch-experimentelle Psychologie, deren Einsatz in vielen Kernbereichen der Gesellschaft als fruchtbar und nützlich angesehen werde, könne aus einer Randexistenz wie der "subjektwissenschaftlichen" Psychologie wohl kaum erwachsen.- Wir leugnen gar nicht, daß dieser Eindruck hier nahe liegt, und wir räumen auch ein, daß es eine sehr ernst zu nehmende Aufgabe ist, dem der Subjektwissenschaft eigenen Hauch von "Geisteswissenschaft" und Esoterik etwas entgegen zu halten. Falls die im folgenden aufzubauende Argumentation gelingt, könnte sich jedoch herausstellen, daß die subjektwissenschaftliche Psychologie nicht nur ihre außerakademische Fruchtbarkeit ausweisen kann, sondern daß sich daraus im Endeffekt Argumentationsfiguren gegen die traditionelle Psychologie entwickelt lassen, aus denen hervorgeht, daß sie so "exakt" und tough mindend gar nicht ist.

Wenn man "(Selbst)verständigung" als Erkenntnisinteresse der subjektwissenschaftlichen Psychologie nominiert, so ist dabei mitgedacht, daß es hier auch tatsächlich etwas zu "verstehen" gibt, was sich nicht von selbst versteht, nicht auf der Hand liegt, was also der gemeinsamen wissenschaftlichen Anstrengung bedarf, um es als Erkenntnis auf den Punkt zu bringen bzw. zutage zu fördern. Damit ist tatsächlich für unsere folgenden Analysen die entscheidende Frage benannt, deren Klärung wir nun schrittweise voranbringen wollen.

Wir nähern uns dem Problem zunächst auf einer sprachlichen Ebene und bringen den Umstand in Erinnerung, daß man nicht alles, was man "irgendwie" weiß, auch aussprechen und damit kommunikabel und wissenschaftsfähig machen kann. Der Ethnologe Hugh Mehan hat in diesem Zusammenhang den prägnanten Ausdruck "tacit knowledge": "verschwiegenenes" oder "verborgenes Wissen" geprägt und hervorgehoben, daß eben dieses: das bisher Ungesagte oder Unsagbare "sagbar" machen, eine wesentliche Aufgabe ethnologischer Forschung sei. So könnte "soziale Selbstverständigung" zunächst unter dem Vorzeichen stehen, in den (stets auf die alltägliche Lebensführung rückbeziehbaren) Winkeln und Nischen menschlicher Erfahrungen und Handlungsvollzüge eben jenes verschwiegene Wissen aufzuspüren, ein Wissen, das etwa so "selbstverständlich" geworden ist, daß der Zugang dazu blockiert ist, dem wir uns aus "dynamischen" Gründen selbst verschließen, dem wir uns verweigern, weil man als "normaler" oder "anständiger" Mensch so etwas nicht einmal denkt, etc. Dabei mag es innerhalb der Forschungsdyade eine wichtige Funktion von F sein, im Gespräch mit Mf oder auch mit Individuen außerhalb des Wissenschaftsbetriebes vom metasubjektiven Standpunkt die "Begriffe" herauszuarbeiten und anzubieten, mit denen man bisher nicht Gesagtes "sagbar", machen kann, womit es nicht nur der sozialen Selbstverständigung zugänglich wird, sondern ggf. auch in wissenschaftlicher Rede verbreitet und zur Diskussion gestellt werden kann.- Mit der Heraushebung von "sozialer Selbstverständigung" als gemeinsamer Anstrengung um das Erreichen neuer Ebenen der Versprachlichung haben wir, wie ich glaube, schon ein sehr wichtiges Merkmal herausgearbeitet. Allerdings kann man es damit natürlich

nicht genüge sein lassen, wenn man "Subjektwissenschaft" nicht in bloß Sprachliches einfrieden und in die Nähe eines Gedankenaustauschs ohne empirisch-wissenschaftliche Verbindlichkeit rücken will. Um hier weiterzukommen, müssen wir die Ebene des bloß Sprachlichen transzendieren und uns auf die empirischen Implikationen rückbeziehen, die wir bereits in unseren Erörterungen im Abschnitt über "Metasubjektivität" angesprochen haben.

Ansatzpunkt von Selbstverständigungsprozessen ist - wie sich aus unseren früheren Überlegungen ergibt - die noch vorreflexive Zugangsweise zu empirischen Problemen im Kontext alltäglicher Lebensführung. Man könnte nun meinen, welche verborgenen Probleme [es sind, Red.], auf deren Spur man dabei zu kommen sucht, hänge doch weitgehend vom "Problembewußtsein" der Beteiligten ab, also davon, auf welche (etwa in der Öffentlichkeit) bisher verschwiegenen Probleme man gestoßen sei, an deren adäquater Versprachlichung und "Veröffentlichung" man gemeinsam arbeiten könne? Es wäre sicherlich schwer, auf dieser Grundlage zu einer systematischen, in ihrer Wissenschaftlichkeit ausweisbaren Konzeption von Psychologie zu kommen. Tatsächlich können wir aber hier auf Überlegungen in unseren früheren Ausführungen zurückgreifen, die uns an dieser Stelle weiterhelfen könnten.

Dabei ist zunächst hervorzuheben, daß nur solche Themen für uns von legitimem wissenschaftlichen Interesse sein können, die Problematiken, Dilemmata, Widersprüche enthalten, die bisher ungeklärt sind, an denen es also etwas zu verstehen gibt, das man ohne wissenschaftliche Mittel nicht aufschließen kann. Andernfalls hätte man es mit Trivialitäten zu tun, für die die traditionelle Psychologie zwar eine gewisse Vorliebe hat, deren "Untersuchung" aber dennoch nicht nur überflüssig, sondern sogar in gewisser Weise eine unzulässige Einmischung in fremde Angelegenheiten wäre: Man beantwortet hier Fragen, die niemand gestellt hat, wobei die Anwendbarkeit des traditionell-psychologischen Methodenkanons das einzige Kriterium der Untersuchungswürdigkeit darstellt.- Wie aber kann man solche "problematischen" Themenstellungen in einer Weise identifizieren und auf den Begriff bringen, durch welche sie dem weiteren Selbstverständigungsprozeß zugänglich werden?

Nachdem ich der früher von mir dargelegten Ebene des deskriptiven Gegenstandsbezuges in ihrem Verhältnis zur Metasubjektivität ausführliche "zweite Gedanken" gewidmet hatte, bin ich (zu meiner eigenen Überraschung) darauf gestoßen, daß die als Ansatz für Selbstverständigung auftauchenden oder herausanalytisierten Problematiken und Dilemmata tatsächlich bestimmte formale Gemeinsamkeiten aufweisen, wobei, wenn diese Merkmale fehlen, die Themen in den Bereich des Trivialen gehören und also unsere wissenschaftliche Aufmerksamkeit nicht verdienen. Es sind dies die vorreflexiven Merkmale intersubjektiver Beziehungen im Kontext alltäglicher Lebensführung, wie wir sie früher (zur Verdeutlichung der Differenz zur Metasubjektivität) herausgehoben haben: *Zentrierung der Sichtweise, Unumkehrbarkeit der Standpunkte, damit Unmöglichkeit, den Standpunkt des anderen als einen (wie immer widersprüchlichen) Aspekt des eigenen Standpunktes zu integrieren.* Alle sozialen Beziehungen als Bedeutungs-

/Begründungskonstellationen sind - soweit sie Ausgangspunkt von Selbstverständigungsaktivitäten werden können - bei aller denkbaren Verschiedenheit des Inhalts durch diese Merkmale charakterisiert. Dabei ist in unserem Argumentationszusammenhang selbstverständlich, daß hier nicht "Dritte" gemeint sind, sondern u.U. die Forschungsdyade selbst [es] ist, der aus der eigenen Zentriertheit der sozialen Weltsicht etc. die Notwendigkeit sozialer Selbstverständigungsaktivitäten erwächst (s.u.).

Mit der Heraushebung des zentrierten Beziehungsmodus als Initialphase der sozialen Selbstverständigung ist - wie mir allmählich deutlich wurde - die geschilderte allgemeinste sprachliche Intention der Selbstverständigung, verschwiegenes Wissen "sagbar" und kommunizierbar zu machen, notwendig eingeschlossen: Bei all den genannten Beziehungsmerkmalen: Zentrierung, Unumkehrbarkeit, Leugnung des Umstands, daß ich "für den anderen der andere bin" etc., handelt es sich ja durchgehend um Reduzierungen, Verkürzungen, Verarmungen der Intersubjektivität. Dies heißt aber, daß normalerweise niemand solche Selbstverarmungen zu seinem eigenen Schaden bewußt betreibt oder in Kauf nimmt. Vielmehr muß man davon ausgehen, daß es sich hier um unbewußte, oder mindestens mitbewußte Erfahrungen handelt, um soziale Sichtweisen, deren "Vereinseitigung" und "Verkürzung" - häufig in Übernahme gängiger Lesarten - einem so selbstverständlich ist, daß andere Denkweisen ausgeblendet oder unterdrückt sind: "Tacit knowledge", das im Selbstverständigungsprozeß erst zu sagbarem (damit reflektierbarem) Wissen gemacht werden kann/muß.

Bisher haben wir die benannten Beziehungsmerkmale - ich spreche der Kürze halber zukünftig häufig vom "zentrierten Beziehungsmodus" - lediglich als immanente Voraussetzung der Initiierung von sozialen Selbstverständigungsprozessen innerhalb der subjektwissenschaftlichen Psychologie betrachtet. Aus einem größeren Abstand des Hinsehens - und dies ist für unsere gegenwärtige Themenstellung wesentlich - erweist sich jedoch der zentrierte Beziehungsmodus auf verschiedenen Ebenen mit eben jenen *Erkenntnisinteressen* verflochten, auf deren Offenlegung ja die Selbstverständigungsaktivitäten gerichtet sind.- Dies läßt sich bereits mit Bezug auf außerwissenschaftliche Bedeutungs-/Begründungseinheiten, die zum Thema subjektwissenschaftlicher Forschung werden könnten, verdeutlichen: Wenn ich hier im Zuge der ersten Analyse über die "Erforschungswürdigkeit" des jeweiligen Beziehungskomplexes auf "zentrierte" Beziehungsmodi stoße, wenn mir klar wird, daß die Sichtweisen der hier involvierten Subjekte nicht umkehrbar sind, wenn hier die Sicht des anderen nicht als Aspekt meiner eigenen Weltsicht berücksichtigt ist, so wird es für mich gleichzeitig unabweisklich, daß diese zentrierten Beziehungsweisen sozusagen die *formale Seite von inhaltlichen Bedeutungs-/Begründungskomplexen sind, in denen auf irgendeine Weise die Ausgrenzung, Unterdrückung, Ignorierung, Mißachtung der Lebens-/Verfügungsinteressen des anderen - sei es des einzelnen Anderen oder des Anderen als Gruppe - enthalten ist.* Ich gehe also davon aus, daß - wo immer die Lebensmöglichkeiten eines anderen (und sei es auf noch so "selbstverständliche", unauffällige Weise) mißachtet oder unterdrückt werden, die entsprechende Be-

deutungs-/Begründungsfigur in der Form zentrierter Weltsicht in Erscheinung tritt. Und ich gehe umgekehrt davon aus, daß - wo immer man innerhalb des sozialen Selbstständigkeitsprozesses auf zentrierte Denk- oder Redeweisen, die Unumkehrbarkeit von sozialen Beziehungen etc. stößt, mindestens der dringende Verdacht einer Vernachlässigung oder Mißachtung der Lebens-/Verfügungsinteressen anderer gerechtfertigt ist (und höchstens mit Bezug auf zu beiläufige, unernst gemeinte Redefiguren eingeschränkt oder zurückgenommen werden kann). Wenn mir [ich, Red.] also, obwohl ich zentrierte Denk- und Redeweisen aufweisen konnte, nicht auch schon [auf, Red.] Hinweise auf die damit verbundene Mißachtung menschlicher Lebensinteressen gestoßen bin, so kann ich sicher sein, daß es sich hier lediglich um "verschwiegenes Wissen" (mein eigenes oder das anderer) handelt, das (wie dargestellt) im Zuge des sozialen Selbstverständigungsprozesses sagbar und kommunizierbar gemacht werden muß.

Was eben mit Bezug auf die Analyse außerwissenschaftlicher Bedeutungs-/Begründungseinheiten gesagt worden ist, gilt auch für die kritische Analyse *wissenschaftlich gemeinter Begriffe innerhalb der traditionellen Psychologie*. Auch hier muß - nach der Analyse der scheinbar empirisch-kontingenten Zusammenhangsannahmen auf die darin verborgenen Begründungsmuster (vgl. Holzkamp 1986; 1993/95, S. 33ff.) - die Aufdeckung und Benennung zentrierter Konzeptionen der erste Schritt der Kritik sein. Dabei wird man davon ausgehen können, daß - soweit die traditionelle Psychologie durch das Reiz-Reaktions-Schema beherrscht ist - zentrierte Begriffsbildungen sich bereits aus der Unumkehrbarkeit dieses Schemas, also quasi aus den Konstruktionsprinzipien der jeweiligen Theorien ergeben werden. Dies bedeutet unter den Vorzeichen des Begründungsdiskurses, daß man es hier mit einer systematischen Verkürzung des intersubjektiven Beziehungsmodus zu tun hat, durch welche die Reziprozität der Kommunikation eingeschränkt ist. Mit anderen Worten: Die Versuchsperson, die ProbandIn, die KlientIn etc. sind hier systematisch in eine Situation gebracht, in der sie auf die Fragen, Aufforderungen, intentionalen Aktivitäten der/des V1 nicht in gleichberechtigter, "symmetrischer" Weise erwidern können - wobei diese Unerwiderbarkeit ein konstituierendes Moment der Standardanordnung ist. In der grundwissenschaftlichen Psychologie versteht sich dies damit quasi von selbst: In dem Maße, wie Vp in dezentrierter Weise ihren eigenen Standpunkt und ihre eigene Perspektive voll in die Kommunikation mit V1 einbringen würde, wäre damit die Standardanordnung unrealisierbar, die Konstellation eines psychologischen Experiments also quasi von innen heraus aufgehoben. Aber auch in den angewandten Teildisziplinen der Psychologie ist die Unerwiderbarkeit quasi als Bauprinzip in die Beziehung zum Probanden/Klienten eingebaut. In der Diagnostik (neuerdings: Assessment) kommt die andere Seite entweder überhaupt nicht zu Wort, oder deren Äußerungen sind als diagnostische Mittel in die Beziehung eingebaut - d. h. in zentrierter Weise dem Interpretationsmonopol des Psychologen unterworfen, also in ihrer Reziprozität stillgestellt. Genauer hinsehen: um die gleiche Anordnung zu identifizieren, muß man die vielgestaltigen therapeutischen Zurüstungen innerhalb der traditionellen Psychologie betrachten. Hier mag es teilweise - insbeson-

dere in der Gesprächspsychotherapie - so scheinen, als ob die reziproke Verschränkung des Redens geradezu das Mittel der Wahl ist. Bei etwas genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, daß man es auch hier mit allem anderen als mit der Umkehrbarkeit der Standpunkte zu tun hat. Vielmehr liegt auch hier das Interpretationsmonopol letztlich beim Therapeuten; er kennt den Klienten stets besser als dieser sich selbst und reguliert auch da, wo er sich bewußt "mit Deutungen zurückhält", den Therapieprozeß stets nach seinen Vorstellungen (bzw. den Leitlinien seiner Theorie). Dabei kann, da der intersubjektive Beziehungsmodus die einzige - wenn auch verschwiegene - Basis des Kontaktes zwischen dem Therapeuten und dem Klienten darstellt, der Klient zwar seinerseits die Äußerungen des Therapeuten laufend interpretieren; entweder aber behält [er, Red.] verabredungsgemäß diese Stellungnahmen für sich, so daß sie im offiziellen Therapieprozeß nicht sichtbar werden; oder er äußert seine Einschätzung des Therapeuten oder seiner Aktivitäten in einem (meist eigens dafür vorgesehenen) Abschnitt der Therapiesitzung: Dann liefert er damit dem Therapeuten neues Material für seine Deutungen, bei denen dieser strukturell (und auch entsprechend den Erwartungen des Klienten) stets das letzte Wort behalten wird.- Da wir es also auch innerhalb der traditionellen Psychologie - wie in den alltäglichen Bedeutungs-/Begründungsfiguren (auf die sie meist ohnehin mehr oder weniger eng bezogen ist) - mit zentrierten Begriffsbildungen und Beziehungsmodi zu tun haben, gilt auch hier, daß wir das zugrundeliegende Erkenntnisinteresse (qua "Kontrollwissenschaft") im Kontext der Reduzierung der Lebens-/Verfügungsmöglichkeiten der Betroffenen in der jeweiligen (hier als wissenschaftliches Setting ausgegebenen) Scene alltäglicher Lebensführung zu betrachten haben, was natürlich in jedem einzelnen Falle genaue Analysen und semantische Differenzierungen einschließen muß. Derartige Analysen werden von uns später, etwa mit Bezug auf die Struktur der traditionellen "Sozialpsychologie, auf die "Persönlichkeitspsychologie", aber auch mit Bezug auf alltägliche Bedeutungs-/Begründungsfiguren im Zusammenhang alltäglicher Lebensführung (wie "Täuschung", "Lüge") versucht werden. etc. Ehe wir dahin kommen, ist allerdings eine weitere systematische Entwicklung des Verfahrens sozialer Selbstverständigung erforderlich.

## Methodische Ansatzpunkte

### *Das Problem der Reihenfolge*

Um den Prozeß der sozialen Selbstverständigung im Einzelnen genauer zu charakterisieren, empfiehlt es sich, ihn mittels der Art und Weise zu entfalten, in der er tatsächlich vor sich geht, also nicht nur über ihn als ganzen zu reden, sondern anhand der Darstellung der einzelnen Aspekte, Abschnitte, Stufen etc., in denen er vollzogen wird. Dies heißt aber nichts anderes, als daß wir nun *methodische* Gesichtspunkte (i.w.S.) in unsere Darstellung einbeziehen.

Die Methodik ist bekanntermaßen das Herzstück der traditionellen Psychologie. Hier wird vorab ein Raster oder eine Systematik angeboten, die die Planung des Versuchs vorherbestimmt und gleichzeitig Gesichtspunkte für die Auswertung und ihre Evaluation anbietet. Wenn man sich den Sinn und die Funktion solcher methodischen Zurüstungen in ihren allgemeinen Charakteristika genauer ansieht, so kommt man zu der (für manchen vielleicht überraschenden) Feststellung, daß in der psychologischen Methodik (je enger sie an die Standardanordnung gebunden ist, umso ausgeprägter) *das Zustandekommen der Versuchsergebnisse organisiert wird*. Dies heißt nun einerseits nicht geradezu, daß in der methodischen Planung total festgelegt ist, was bei dem in Angriff zu nehmenden Versuch "herauskommen" wird: Sicherlich sind hier stets bestimmte Freiheitsgrade eingeplant, durch welche der Empirie ein mehr oder weniger großer Einfluß auf das Resultat eingeräumt werden soll. Andererseits aber sind die methodischen Schritte, mit denen die Ergebnisse erreicht werden sollen, häufig soweit durch die experimentelle Planung festgelegt, daß die im Prinzip aus dem Material gewinnbare empirische Vielfalt weitgehend eliminiert ist. In einem streng geplanten Experiment bleibt sogar im Prinzip eine Art von Eins-Null-Antwort übrig: Entweder das erwartete Ergebnis "kommt heraus" oder es "kommt nicht heraus".

Dieser Reduktionsprozeß beginnt mit der Formulierung einer (oder mehrerer) "empirischer Hypothesen", die vorab aufgestellt werden und im Experiment "geprüft" werden sollen: Damit ist alles andere, was man *während* des Versuchsablaufs über den Gegenstand erfahren könnte, von vornherein eliminiert. Weitere Fixierungen im systematischen Planungsablauf sind durch das statistische Design festgelegt, das bei strengen experimentellen Zurüstungen ebenfalls schon vorher, vor Beginn des Experiments, feststeht: Varianzanalytisches Design (2 X 2; 4 X 4) etc.? Oder faktorenanalytisches Design? Clusteranalyse? Facettenanalyse? Zeitreihenanalyse? Entsprechend diesen Verfahren müssen dann auch die Daten erhoben werden, damit deren statistische Anwendungsvoraussetzungen erfüllt sind (bei der Faktorenanalyse z.B. randomisierte Verteilung auf die einzelnen Zellen, hinreichende Anzahl von Elementen pro Zelle). Durch die damit benannten systematischen Stufen ist sodann auch die Auswertung fixiert: Man kann mit den Daten kaum probierend hantieren, weil sie ja durch die Schemata determiniert sind, in die sie dann wieder passen müssen. Lediglich in der "Diskussion", die häufig am Ende des Untersuchungsberichts steht, hat die ForscherIn die Möglichkeit, sich ihre eigenen Gedanken zu machen: Diese können, da das Wesentli-

che ja schon vorgeplant war, indessen kaum substantiell sein, beschränken sich deswegen auch häufig auf Entschuldigungen für nicht eingebrachte Resultate, Diskussionen alternativer statistischer Planungsmöglichkeiten etc.

Zusammengefaßt: Bei strengem traditionellem Experimentieren ist der einzige inhaltliche Beitrag der ExperimentatorIn die Formulierung der experimentellen Hypothese. Alles andere in der Reihenfolge des Versuchsablaufs [ist, Red.] systematisch festgelegt. Die ExperimentatorIn braucht nur noch die in den einzelnen Design-Schritten benannten Verfahrensvorschriften zu beachten, ansonsten läuft das Ganze quasi von selbst ab.- In weniger strengen traditionell-psychologischen Untersuchungen, etwa Feldforschungen, sind natürlich mehr Spielräume eingeplant; die Auswertungsschritte sind variabler, Änderungen der Planung während des Versuchsablaufs sind eher möglich, etc. Dennoch handelt es sich (solange man im Rahmen der traditionellen psychologischen Forschung verbleibt) um eine *Planung zeitlicher Schritte*, in der trotz aller möglicher Varianten die Untersuchung durch die im Prinzip fixierte Systematik des Ablaufs ihre Identität (und ihren Marktwert bei der Drittmittelvergabe) erhält.- Bei dieser Darstellung, die lediglich die immanente Logik der traditionell-psychologischen Methodik (als Kontrast zum folgenden) skizzieren wollte, habe ich den impliziten Begründungsdiskurs und das nomologische Selbstmißverständnis, wie wir sie früher ausführlich dargestellt haben (vgl. S.78) nicht mehr eigenes erwähnt.

Wie aber läßt sich nun in Abhebung von der traditionell-psychologischen Wissenschaftslogik die *methodische Ordnung der sozialen Selbstverständigungsprozesse* im Rahmen subjektwissenschaftlicher Forschung charakterisieren?- Da "Selbstverständigung" ein dialogischer Prozeß ist, dessen Ablauf von den Beiträgen der Beteiligten abhängt, und den man deswegen nicht vorherplanen kann, fallen hier einerseits die geschilderten methodischen Sequenzen, in denen der Weg von der experimentellen Hypothese über das statistische Design bis zur Evaluation des Ergebnisses festgelegt ist (gerade dies [ist, Red.] die Vorstellung von "methodischer Strenge" der traditionellen Psychologie) im subjektwissenschaftlichen Kontext von vornherein weg. "Operationalisierungen" jeder Art, in denen zeitliche Handlungsvorschriften zur Organisation von Ergebnissen enthalten sind, liegen außerhalb des wissenschaftssprachlichen Rahmens unserer Konzeption. Andererseits aber können wir gemäß unserer dargestellten wissenschaftlichen Grundauffassungen auch nicht (wie das gelegentlich innerhalb der "subjektorientierten bzw. qualitativen Sozialforschung" etwa sensu Glaser & Strauss 1967, projiziert ist), den Wechselprozeß zwischen Datengewinnung und Theoriengewinnung in dem Sinne "offen" gestalten, daß auch die wissenschaftliche Grundbegrifflichkeit mehr oder weniger erst während des (gemeinsamen) Generierungsprozesses der Theorien konzipiert wird: Der Mangel all solcher Ansätze liegt m.E. mehr oder weniger darin, daß man hier generell kaum über ausgearbeitete methodische Grundvorstellungen verfügt, womit die Resultate oft mehr "narrativen" Charakter haben, über weite Strecken beliebig sind, und so die empirische Oberfläche kaum in Richtung auf die Erfassung von Tiefendimensionen des Gegenstandes durchdringen können.

Wo liegt also für uns der Ausweg zwischen operativer Standardisierung und aus der Situation heraus strukturiertem Gespräch? Um hier weiterzukommen, müssen wir uns klar machen, daß, wenn man die "soziale Selbstverständigung" auf unsere bisherigen wissenschaftstheoretischen Analysen rückbezieht, sich herausstellt, daß sie einen radikal anderen Typ des wissenschaftlichen Vorgehens ("quer" zu allen Operationalisierungen und narrativen Konzeptionen) repräsentieren: Es geht hier nicht um die Organisation von Ergebnissen etc., sondern um die *Entwicklung eines Begriffsraums von wissenschaftssprachlichen Zuordnungen*. In diesem Begriffsraum ist weder die Reihenfolge des (ob nun inneren oder äußeren) Dialogs festgelegt, noch irgendein Ergebnis vorweggenommen. Es geht hier vielmehr um die Entwicklung des wissenschaftssprachlichen Niveaus des Selbstverständigungsprozesses, womit keineswegs lediglich sprachliche Transformationen gemeint sind, sondern gleichzeitig (dies eine Konsequenz der Art unserer Begriffsbildung, s.u.) der bedeutungsvermittelte Realitätsbezug der Selbstverständigung einerseits konkreter wird und man andererseits tiefer in die Dilemmata, Problematiken, Widersprüche des Verhältnisses zwischen Bedeutungen und Begründungen einzudringen vermag.

Am Beginn jedes Selbstverständigungsprozesses steht naturgemäß eine gemeinsame Problematik, ein zu eröffnender Problemraum - einerlei ob dieser unmittelbar aus dem "Alltagsleben" stammt (Konflikte zwischen Flüchtlingen, Mitarbeitern und Personal in Flüchtlingswohnheimen; implizite Theorien von PsychologInnen über ihr Klientel) oder etwa kritische Analysen traditionell-psychologischer Konzepte oder Theorien darstellt (Friktionen der "Sozialpsychologie"; Funktion des "Persönlichkeits"-Konzepts). Dabei werden in der Forschungsdyade sicherlich mannigfache Vordiskussionen stattfinden, in welchen die gemeinsamen Interessen an den jeweiligen Themen, aber auch Auffassungsdivergenzen, Unterschiedlichkeiten der Sichtweise, ansatzweise Kontroversen zur Sprache kommen. Die Vorgespräche münden schließlich mehr oder weniger eindeutig in die Frage: Wie soll es weitergehen? Wie kommen wir näher an das Problem heran? Die Forschungsdyade - ob nun als Zweierkonstellation oder als aus F und Mf zusammengesetzte Forschungsgruppe - muß sich also Gedanken darüber machen, wie sie die unverbindlichen Gespräche in Richtung auf wissenschaftliche Verbindlichkeit überwinden will.

Dies kann - wie gesagt - aber nun keinesfalls heißen, daß man jetzt einen systematischen Forschungsplan entwickelt und von da aus Stufen von der Fragestellung bis zum Ergebnis aufstellt. Die "Systematisierung" in Selbstverständigungsprozessen geht nicht in diese, sondern hat eine ganz andere Richtung: Die *gemeinsame Entwicklung themenbezogener wissenschaftssprachlicher Reflektiertheit*: Man redet am Schluß letztenendes noch über das gleiche wie am Anfang, aber auf einem höheren Niveau der Selbstreflexion und des Gegenstandsbezuges. Dieser Prozeß gewinnt seine Tiefe und Stringenz durch die allmähliche, am Thema ausgerichtete *Einbeziehung der früher dargestellten subjektwissenschaftlichen Grundbegrifflichkeit* (soweit jeweils einschlägig): Dadurch werden nach und nach die Beziehungen zum Gesamtkonzept hergestellt, durch welche die zunächst un-

verbindlichen Gespräche innerhalb der Forschungsdyade wissenschaftliche Verbindlichkeit gewinnen. Diese Entwicklung ist gleichbedeutend mit dem Übergang von vortheoretischen Erörterungen zu theoretischer Konzeptualisierung mit Bezug auf das ausgewählte Thema. Die von uns vorher erarbeiteten subjektwissenschaftlichen Grundbegriffe stellen dabei die Kategorien (i.w.S.) dar, auf die die jeweils neu zu entwickelnden theoretischen Konzepte rückbeziehbar und aus denen sie fundierbar sind.

Da der damit skizzierte Forschungsprozeß sich nicht an vorgefaßten Ablaufformen orientieren kann, empfiehlt es sich hier als theoretischer Rückbezug, die während der Theorienbildung nach und nach zu realisierende Grundbegrifflichkeit in bestimmten begrifflichen Eckpunkten zusammenzustellen - dies (wie gesagt) nicht, um sie systematisch durchzugehen, sondern lediglich als Leitgesichtspunkte, um sich jeweils darüber zu orientieren, welche wesentlichen Konzeptionen man möglicherweise während des Forschungsgesprächs "vergessen" hat, womit die Diskussion in der Gefahr sein könnte, in die falsche Richtung zu gehen, zu flach, zu einseitig zu geraten und so die Möglichkeiten der angesetzten Theorienbildung zu verfehlen.- Wenn ich im folgenden die wesentlichen solcher Eckpunkte benenne, dann nicht, um der Diskussion eine Struktur vorzugeben, sondern eher zu dem Zweck, während der Diskussion gelegentlich das Auge darüber schweifen zu lassen und so im Selbstverständigungsgespräch die "große Linie" nicht zu verlieren.

Der allgemeinste Orientierungspunkt der Gesprächsführung ist die Reflexion auf den *Begründungsdiskurs* als allgemeinstes Medium der subjektwissenschaftlichen (Wissenschafts)sprache. Dies heißt nicht, daß man nur "in Zungen" des Begründungsdiskurses reden darf, und Aussagen im Bedingtheitsdiskurs im Selbstverständigungsdiskurs quasi nicht erlaubt sind. Eine solche Einschränkung wäre schon deswegen unsinnig, weil - je nach der ausgewählten Thematik - im Fragenraum der Ausgangsproblemstellung mehr oder weniger ausgeprägt in Termini des Bedingtheitsdiskurses und Kausalnexus gesprochen werden dürfte.- So ist zwar die alltägliche Handlungslogik "selbstverständlich" nach dem Begründungsdiskurs strukturiert: Wie muß ich in meinem Lebensinteresse "vernünftigerweise" handeln: Dies ist die Leitlinie, ohne die Alltagshandeln normalerweise nicht möglich ist. Da man sich hier für den Begründungsnexus aber nicht bewußt entscheidet, kommt es dabei jedoch auch gelegentlich zu "Mischungen" zwischen Begründungs- und Bedingtheitsdiskurs (ich bin vermutlich so müde, weil ich meine "Muntermacher" nicht genommen habe; du bist häufig so aggressiv und konfus, daß das nicht mehr normal sein kann: Geh doch mal zum Neurologen und laß dein Gehirn untersuchen); manchmal findet man hier aber auch "reine" Aussagen im Bedingtheitsdiskurs (Alkohol macht dumm; die Kinder lernen heute nichts mehr, weil sie zu viel fernsehen). Bei der Selbstverständigungsdiskussion von Problemfeldern aus der traditionellen Psychologie ist die Situation dagegen meist klar: Man hat es hier schon deswegen mit Aussagen im Modus des Bedingtheitsdiskurses zu tun, weil die Standardanordnung und die danach gebildeten Theorien aus wissenschaftslogischen Gründen von vornherein so konstru-

iert worden sind.- Der Umgang mit all den genannten Varianten muß letztlich stets auf eine *Übersetzung* der Bedingtheitsaussagen in den Begründungsdiskurs hinauslaufen: Dies ist deswegen unerlässlich, weil man nur in diesem Medium wissenschaftliche Aussagen im Sinne der Subjektwissenschaft formulieren kann. Dabei gehört es aber normalerweise zum Selbstverständigungsprozess, das Verhältnis zwischen vorgefundenen Aussagen im Bedingtheitsnexus mit der Übersetzung in den Begründungsdiskurs nicht als erledigt zu betrachten, sondern explizit in der Theorienbildung zu berücksichtigen: Häufig kann man allein auf diesem Wege die strukturellen Beziehungen zwischen den Ausgangsproblemstellungen im vorgängigen Frageraum und den im Selbstverständigungsprozeß entwickelten theoretischen Konzeptionen, erst in dieser Art den Theorienbildungsprozeß hinreichend durchsichtig und lucide machen (worauf wir später noch zurückkommen).

Ein weiterer zentraler Eckpunkt zur Orientierung im Dialog des Selbstverständigungsprozesses ist der Gesichtspunkt der Transformation der (in dieser Hinsicht) formlosen Aussagen in Szenen der *alltäglichen Lebensführung*. Psychologische Handlungsaussagen sind, wie wir früher ausführlich darlegten, notwendigerweise und ausnahmslos in Szenen alltäglicher Lebensführung übersetzbar: Es handelt sich hier um die konkreteste Form, in der Subjekte ihr Leben strukturieren. (Um mich nicht zu wiederholen, erinnere ich in diesem Zusammenhang nur an den Umstand, daß selbst experimentelle Anordnungen, wenn man sie konkret und "lebensnah" genug faßt, sich als Szenen alltäglicher Lebensführung fassen lassen; vgl. den geschilderten Versuch in Experimentalraum 3b). So bedeutet die Transformation der zunächst formlosen Aussagen in Termini alltäglicher Lebensführung immer gleichzeitig deren (allmähliche) Konkretisierung als psychologischer Gegenstand i.e.S. Erst nach dieser Transformation können wir über unsere Thematik als dezidiert psychologischer Art (streng abgrenzbar etwa von soziologischen oder anthropologischen Aussagen) reden und damit unserem allgemeinen Ziel der Konzipierung einer "psychologischen" Psychologie - ohne die dargestellten, üblichen Anleihen bei Nachbardisziplinen - näherkommen.- Die Fassung der Transformation in Szenen alltäglicher Lebensführung hat aber noch einen anderen, gewichtigen Grund. Im Zentrum der subjektwissenschaftlichen Analyse steht, wie ausführlich dargestellt, die Klärung des Verhältnisses zwischen Bedeutungseinheiten, Begründungsmustern und Handlungsintentionen. Dabei besteht - wie gesagt - der erste Schritt stets in der Auswahl der Bedeutungskonstellationen, die innerhalb des umrissenen Problembereichs relevant sind. Dazu braucht man jedoch Kriterien, nach welchen Gesichtspunkten solche Bedeutungseinheiten zu selektieren sind. Diese lassen sich aber auf der Ebene allgemeiner Erörterungen des Forschungsthemas kaum finden. Erst nach der Transformation in Szenen alltäglicher Lebensführung ist der Konkretheitsgrad erreicht, der solche Selektionen möglich macht. Die Szenen alltäglicher Lebensführung sind - wie gesagt - immer in bestimmte Lokalitäten eingebettet, durch welche sowohl die sachlich-sozialen Lebensverhältnisse bestimmt sind und "in" denen sich auch die Personen stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander "aufhalten". In

dem Maße, wie wir die Szenen alltäglicher Lebensführung herausgearbeitet haben und so den [für die, Red.] Subjekte[n] "festen Ort" in der jeweiligen raumzeitlichen Scenerie [zuweisen, Red.], damit gleichzeitig auch ihr raumzeitliches Verhältnis zueinander im jeweiligen sachlich-institutionellen Rahmen bestimmen konnten, ist es quasi nur noch eine Formsache, nun auch noch die dadurch vorgegebenen Bedeutungskonstellationen (samt ihren Relationen zu subjektiven Begründungsmustern) auf den Begriff zu bringen. Die übliche Vagheit des Redens über Welt ist damit - vermittelt über die Konkretisierung auf die Szenen alltäglicher Lebensführung - endgültig überwunden.

Zur Transformation in Termini der Lebensführung gehört als wesentliche Ergänzung die möglichst präzise und umfassende Deskription der Szenen und Lokalitäten im Kontext des intersubjektiven Verständigungsrahmens. Die - wie wir uns oft ausdrücken - phänographische Beschreibung des von je meinem Standpunkt Gemeinten, d.h. die möglichst differenzierte und vollständige Umschreibung dessen, worum es im gegenwärtigen Kontext gehen, wovon die Rede sein soll, bietet sozusagen das "Material" oder den "Stoff" aller weiteren Analysen. Davon hängt ab, wieweit dieses Material dünn und nichtssagend ist oder die Erlebnis- und Erfahrungsfülle enthält, durch die die alltägliche Lebensführung in all der Vielfältigkeit ihres Weltbezuges gekennzeichnet ist. "Phänographie" ist also ein wesentliches Bestimmungsmoment der subjektwissenschaftlichen Selbstverständigung und der eingehende Austausch von Erfahrungen innerhalb der F/Mf-Gruppe damit eine unerläßliche Voraussetzung fruchtbarer subjektwissenschaftlicher Forschung. Dies ist auf dem Hintergrund des Umstandes zu sehen, daß in der traditionellen Psychologie "Phänographie" sowohl der wissenschaftlichen Tradition nach wie als konkreter Vollzug als weitgehend überflüssig, da "mentalistisch", angesehen zu werden pflegt. Da die verbale Kommunikation zwischen Experimentator und Vpn hier weitgehend durch vorgefaßte Instruktionen, Frage-schemata, Skalen bestimmt ist, wäre es ja auch ohnehin kaum möglich, Deskriptionen des Prozesses der Erfahrungsbildung und -änderung während der Entwicklung des Forschungsprozesses irgendwo in den Datenschemata unterzubringen.

zzz [Platzhalter, Red.]

Während wir bisher im Großen und Ganzen im "deskriptiven" Verständigungsbereich verharrten, nähern wir uns mit den im folgenden [auszuführenden, Red.] Eckpunkten allmählich den konstruktiven oder metasubjektiven Aspekten des Selbstverständigungsdialogs. Dies bedeutet gleichzeitig, daß die mehr grundsätzlichen Aspekte der von uns früher erarbeiteten Grundbegrifflichkeit innerhalb des Selbstverständigungsdialogs zunehmend an Gewicht gewinnen. Dies bedeutet zunächst, daß die früher herausgestellten Vermittlungsebenen - Sozialstruktur, Bedeutungsstruktur, Begründungsstruktur - in diesem Kontext für das Gespräch zunehmend strukturierend werden. Man geht im Kontext des intersubjektiven Verständigungsrahmens bzw. der deskriptiven Verständigungsebene quasi einen Schritt zurück und fragt nach den (als dem Individuum zugewandter Aspekt der Sozialstrukturen) im Daseinszusammenhang erscheinenden Bedeutungsstrukturen. Genauer: Man fragt, welche mit den Bedeutungen gegebenen Handlungs-

möglichkeiten vom Subjekt aufgrund der Erfordernisse der Bewältigung der Lebensführung selegiert werden müssen. Von da aus kommt man unmittelbar zu der (die nächste Vermittlungsebene betreffenden) Frage, aufgrund welcher subjektiven, interessengeleiteten Handlungsintentionen das Subjekt jeweils gerade diese und keine anderen Begründungsmuster als Prämissen für seine Handlungsvollzüge aus den jeweiligen Bedeutungskonstellationen extrahiert hat. - Wichtig ist bei allem, daß es auch hier nur um Eckpunkte des Selbstverständigungsgesprächs geht und nicht etwa schon Gesprächsergebnisse dargestellt werden sollen: Diese sollen vielmehr erst das Ergebnis der an solchen Eckpunkten orientierten Selbstverständigungsprozesse sein.

Nächstes Mal: Von Phänographie zu Bedeutungen nicht nur Änderung des Diskurses, sondern wachsende "Welthaltigkeit" der Aussagen: Oder: anders ausgedrückt, mit Einbeziehung der Aspekte der Begründungsstrukturen, Bedeutungsstrukturen und Sozialstrukturen Selbstverständigung schrittweise bloß individuell-subjektive Beziehungsform überschritten und Umstand, daß individuelles Handeln notwendigerweise - vermittelt über Extraktion von Begründungsmustern Realisierungsform von Bedeutungsstrukturen ist und mit den gesellschaftlichen Sozialstrukturen, wenn auch durch Vermittlungsschritte, an denen das Individuum aktiv partizipiert, vermittelt ist. Da dann Widersprüche.

### *Literatur*

- Anderson, J.R. 1983. The architecture of cognition. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bower, G.H. & Hilgard, E.R. 1984. Theorien des Lernens II. Stuttgart: Klett.
- Brandstädter, J., Eckensberger, L.H., Gadenne, V., Holzkamp, K., Kempf, W., Maiers, W. & Markard, M. 1994. Zur Problematik des Empiriebezugs psychologischer Theorien. Forum Kritische Psychologie 34, 5-79.
- Brewer, W.F.C. 1974. There is no convincing evidence for operant or classical conditioning in humans. In: Weimer, W.B. & Palermo, D.S. (Eds.), Cognition and the symbolic process. Hillsdale: Erlbaum, 1-42.
- Cartwright, D. & Harary, F. 1956. Structural balance: a generalization of Heider's theory. Psychol. Review. 63, 277-293.
- Chomsky, N. 1959. Review of Skinner's Verbal Behavior. Language, 35, 26-58.
- Dreesmann, H. 1982. Neue Entwicklungen zur Erforschung des Unterrichtsklimas. In: Treiber, B. & Weinert, F.E. (Hg.), Lehr- Lern-Forschung. Ein Überblick in Einzeldarstellungen. München: U&S, 177-199.
- Dunkel, W. 1993. Stabilität und Flexibilität in der alltäglichen Lebensführung. In: Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. (Hg.), 162-174.
- Eberlein, G. & Pieper, R. (Hg.) 1976. Psychologie - Wissenschaft ohne Gegenstand?
- Fahl-Spiewack, R. 1995. Attribution und Handlungsfähigkeit. Eine subjektwissenschaftliche Perspektive. Hamburg: Argument.
- Freud, S. Gesammelte Werke. Frankfurt/M.: Fischer.
- Geertz, C. 1987. Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. 1967. The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. Chicago: Aldine.
- Gundlach, H. 1976. Reiz - zur Verwendung eines Begriffs in der Psychologie. Bern: Huber.
- Habermas, J. 1988. Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1 und 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heider, F. 1958. Psychology of interpersonal relations. New York: Wiley. In deutscher Übersetzung: Psychologie der interpersonalen Beziehungen. Stuttgart: Klett.

- Hinton, G.E. 1989. Connectionist learning procedures. *Artificial Intelligence*, 40, 185-234.
- Holzkamp, K. 1973. Sinnliche Erkenntnis - Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M.: Fischer Athenäum.
- Holzkamp, K. 1983/85. Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp, K. 1986. Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung infolge von Begriffsverwirrung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 17, 216-238.
- Holzkamp, K. 1989. Die "kognitive Wende" in der Psychologie zwischen neuer Sprachmode und wissenschaftlicher Neuorientierung. *Forum Kritische Psychologie* 23, 67-85.
- Holzkamp, K. 1993/1995 bzw. 1995<sup>2</sup>. Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp, K. 1995b. Rassismus und das Unbewußte in psychoanalytischem und kritisch-psychologischem Verständnis. *Forum Kritische Psychologie* 35, 4-41.
- Holzkamp-Osterkamp, U. 1975. Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp-Osterkamp, U. 1976. Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung II. Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse - Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Campus.
- Homans, G.C. 1961. *Social behavior - its elementary forms*. New York: Harcourt, Brace.
- Hull, C.S. 1943. *Principles of behavior*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Hull, C.S. 1952. *A behavior system: An introduction to behavior theory concerning the individual organisms*. New Haven: Yale University Press.
- Husserl, E. 1913. *Logische Untersuchungen*. Bd. 1 und 2. Halle: Niemeyer.
- Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. (Hg.) 1993. *Die Arbeit des Alltags*. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus.
- Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. 1993a. Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo alles zusammenkommt. In: Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. (Hg.), 11-45.
- Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. 1993b. Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie "Geschlecht". In: Jurczyk, K. & Rerrich, M.S. (Hg.), 262-278.
- Köhler, W. 1920. *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand*. Braunschweig: Vieweg.
- Köhler, W. & Wallach, H. 1944. Figural after-effects. *Proc. amer. philos. Soc.* 88.
- Leiser, E. 1978. Widerspiegelungscharakter von Logik und Mathematik. Frankfurt/M.: Campus.
- Lenz, A. & Meretz, S. 1993. Zur Problematik der Psychologisierung informatischer Grundkonzepte - am Beispiel "Konnektionismus". *Forum Kritische Psychologie* 32, 106-123.
- Lenz, A. & Meretz, S. 1995. Neuronale Netze und Subjektivität. Lernen, Bedeutung und die Grenzen der Neuro-Informatik. Braunschweig: Vieweg.
- Lewin, K. 1936. *Principles of topological psychology*. New York: McGraw-Hill.
- Maiers, W. 1979. Wissenschaftskritik als Erkenntniskritik. Zur Grundlegung differentieller Beurteilung des Erkenntnisgehalts traditioneller Psychologie in kritisch-psychologischen Gegenstandsanalysen. *Forum Kritische Psychologie* 5, 47-128.
- Markard, M. 1994. Zum Empiriebezug von "Begründungsmustern" als "implikativen" Zusammenhangsaussagen. *Forum Kritische Psychologie* 34, 61-66.
- McClelland, J.L. & Rumelhart, D.E. 1986. *Parallel distributed processing: explorations in the microstructure of cognition*. Vol. 2: Foundations. Cambridge, Mass: Bradford.
- Neisser, U. 1967. *Cognitive Psychology*. New York: Meredith Corporation. In deutscher Übersetzung: 1974. *Kognitive Psychologie*. Stuttgart: Klett.
- Osterkamp, U.: siehe Holzkamp-Osterkamp.
- Petermann, B. 1929. *Die Wertheimer-Koffka-Köhlersche Gestalttheorie und das Gestaltproblem*. Leipzig: Barth.
- Petermann, B. 1931. *Das Gestaltproblem in der Psychologie im Lichte analytischer Besinnung*. Leipzig: Barth.
- Rumelhart, D.E. & McClelland, J.L. 1986. *Parallel distributed processing: explorations in the microstructure of cognition*. Vol. 1: Psychological and biological models. Cambridge, Mass: Bradford.
- Scarry, E. 1992. *Der Körper im Schmerz*. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur. Frankfurt/M.: Fischer

- Schurig, V. 1976. Die Entstehung des Bewußtseins. Frankfurt/M.: Campus.
- Skinner, B.F. 1948. Walden Two (deutsche Ausgabe von 1972): Futurum Zwei. Reinbek: Rowohlt.
- Skinner, B.F. 1957. Verbal behavior. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Smedslund, J. 1988. Psycho-Logic. Berlin: Springer.
- Trierer Colloquium: Siehe: Brandtstädter et. al.
- Voß, G.-G. 1991. Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart: Enke.
- Watson, J.B. 1919. Psychology from the standpoint of a behaviorist. Philadelphia: Lippincott.
- Wundt, W. 1913 (11. Auflage). Grundriß der Psychologie. Leipzig: Kröner.